



# Leseprobe

Naomi Novik  
**Drachenfeind**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



---

Seiten: 576

Erscheinungstermin: 14. März 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Die Fortsetzung der SPIEGEL-Bestseller-Saga

Nach einem Schiffsunglück hat Kapitän Will Laurence alles verloren. Doch sein größter Verlust ist ihm nicht einmal bewusst. Denn durch den Unfall hat er keine Erinnerung mehr an seine Zeit als Feuerreiter oder an seinen Drachen Temeraire. Allein muss er sich den Intrigen und Machtkämpfen der mächtigen Familien Japans stellen. Währenddessen fliegt Temeraire ohne seinen Kapitän nach Moskau, um die Stadt gegen das größte Heer, das die Welt je gesehen hat, zu verteidigen. Im Schatten des Kremls werden sich der Kapitän und sein Drache wiedersehen – und es wird sich herausstellen, ob es tiefere Bande gibt als bloße Erinnerungen ...



### Autor

## Naomi Novik

---

New-York-Times-Bestsellerautorin Naomi Novik ist in New York geboren und mit polnischen Märchen und den Büchern von J.R.R. Tolkien aufgewachsen. Mit ihrem Debüt, der Fantasyreihe »Die Feuerreiter seiner Majestät«, wurde sie weltbekannt. Inzwischen hat sie zahlreiche Preise erhalten, darunter 2016 den Nebula Award für »Das dunkle Herz des Waldes« und 2019 den Locus Award für »Das kalte Reich des Silbers«. Naomi Novik lebt mit ihrer Familie und sechs Computern in New York.

NAOMI NOVIK  
**Drachenfeind**

### *Autorin*

Naomi Novik wurde 1973 in New York geboren und ist mit polnischen Märchen, den Geschichten um die Baba Yaga und den Büchern von J. R. R. Tolkien aufgewachsen. Trotz der Mitarbeit an äußerst erfolg-reichen Computerspielen, erkannte Naomi Novik, dass sie viel lieber schreibt als programmiert. So machte sie sich daran, ihren Debüt-Roman *Drachenbrut* zu verfassen. Naomi Novik lebt mit ihrem Mann und sechs Computern in New York.

### *Die Feuerreiter Seiner Majestät bei Blanvalet:*

1. *Drachenbrut*
2. *Drachenprinz*
3. *Drachenzorn*
4. *Drachenglanz*
5. *Drachenwacht*
6. *Drachenflamme*
7. *Drachengold*
8. *Drachenfeind*
9. *Drachensieg*

NAOMI NOVIK

# Drachenfeind

Die Feuerreiter Seiner Majestät 8

Roman

Deutsch von Marianne Schmidt

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Blood of Tyrants« bei Ballantine Books, an imprint of  
Random House Publishing Group, a division of Random House, Inc., New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Taschenbuchausgabe April 2016 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2013 by Naomi Novik

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Penhaligon Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Isabelle Hirtz, Inkcraft unter Verwendung  
einer Illustration von Iacopo Bruno

Umschlagillustration: © Kerem Beyit

Redaktion: Werner Bauer

JvN · Herstellung: wag

Satz, Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6050-9

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Cynthia Manson, meine wunderbare Agentin  
und Freundin, in großer Liebe und Dankbarkeit.*

I



# 1

Wasser leckte am Salz auf den Wangen des Mannes ...

Ein frisches, kühles Rinnsal hatte sich seinen Weg in die Sandkuhle gebahnt, in der ER mit dem Gesicht nach unten lag, und weckte allmählich SEINE Lebensgeister. Mit einiger Mühe rappelte ER sich auf Hände und Knie auf, erhob sich schwanke und taumelte am Ufer entlang, bis ER am Fuße einiger knorri ger Kiefern, die den Rand des Strandes säumten, wieder zusammenbrach.

SEIN Mund war trocken und rissig, die Zunge geschwollen. Sand klebte überall an SEINEN Händen. Der Wind schnitt scharf durch die vollgesogene Wolle SEINES Mantels, den das viele Wasser schwarz wirken ließ. ER war barfuß. Langsam löste ER die Überreste eines Leder geschirrs, das um SEINE Taille gebunden war: Die Schnallen und Schließen waren aus solidem Stahl, der noch immer glänzte, doch das Wasser hatte dem Rest schlimm zugesetzt, und ER ließ das Zeug achtlos in den Sand fallen. Den Waffengurt behielt ER jedoch um. Als ER die Klinge zog, sah ER, dass sie aus glänzendem Damaszenerstahl gefertigt war. Das Heft war mit schwarzer Rochenhaut umwickelt, und anstelle der Klingenzwinge prangte der goldene Kopf eines Dra chen. Ohne dass bei IHM auch nur die geringste Erinnerung däm merte, starrte ER den Degen an.

ER legte sich die Klinge über die Knie, lehnte sich gegen einen Baumstamm und dämmerte vor sich hin. Vor IHM breitete sich ein öder Ozean aus: Das Wasser war von kaltem Blau, der Himmel hellgrau. Dunkle Wolken verschwanden am östlichen Horizont. Es war, als wäre ER soeben hier im Sand neugeboren worden, denn ER fühlte

sich leer und gottverlassen wie das Ufer vor IHM und konnte in sich keine Spur von Kraft oder eigener Geschichte entdecken; nicht einmal an SEINEN Namen konnte ER sich erinnern.

Irgendwann brachte IHN der Durst dazu, sich in Bewegung zu setzen; ansonsten hätte wohl kaum etwas die Macht gehabt, IHN wieder auf die Beine zu treiben. Hinter den wenigen Bäumen entdeckte ER eine gut ausgebaute Straße, die allen Anzeichen nach viel genutzt wurde, denn ER sah frische Wagenspuren und aufgeworfene Erde. Langsam und mechanisch setzte ER einen Fuß vor den anderen, bis ER ganz in der Nähe der Straße einen kleinen Bach entdeckte, der in Richtung Meer floss. Hier machte ER Halt. ER ließ sich auf alle viere sinken und schöpfte mit der einen Hand Wasser, führte sie zum Mund und trank gierig, bis ER allen Salzgeschmack fortgespült hatte, dann ließ ER das restliche kühle Nass von SEINEM Gesicht zurück in den Bach tropfen. Am Ufer spross bereits das erste Grün, obwohl der Boden noch kalt war. In der Luft hing der Geruch von Kiefernadeln, und der Bach schoss gleichmäßig gurgelnd über die Steine – ein Klang, der sich mit dem Meeresrauschen in einiger Entfernung vereinte. Der Wind brachte salzigen Geruch mit sich ...

Tief in seinem Innern verspürte ER ein quälendes, unbestimmtes Drängen, das ER nicht zu fassen bekam, das aber da war wie eine Last auf SEINEN Schultern. Langsam gab SEIN zitternder Arm, auf den ER sich stützte, nach, und ER sank an Ort und Stelle ins spärliche Gras und zurück in einen tiefen Dämmerzustand. In SEINEM Kopf dröhnte ein dumpfer Schmerz ...

Als die Sonne höher stieg, wärmte sie SEINEN Mantel. Reisende zogen auf der nahe gelegenen Straße vorüber. Vage vernahm ER das Klirren von Pferdegeschirren und den Klang von Schritten, hin und wieder auch das Quietschen von Wagenrädern, doch niemand hielt an und kümmerte sich um IHN oder machte Rast am Bachufer. Eine kleine Gruppe von Männern passierte IHN, die fröhlich und laut in einer

Sprache sangen, die ER nicht kannte. Schließlich näherte sich eine größere Reisegesellschaft, die vom vertrauten Knarzen einer altmodischen Sänfte begleitet wurde. Irgendwo in einem versteckten Winkel SEINES Geistes stieg das Bild einer älteren Frau auf, die von Bediensteten durch die Straßen – von London? – getragen wurde, doch kaum dass ER sich des Bildes bewusst wurde, war IHM klar, dass es nicht hierhergehörte.

Das Knarzen versiegte abrupt, und eine Stimme ertönte von der Sänfte: ein klarer, befehlsgewohnter Tenor. Normalerweise hätte IHN die Vorsicht dazu getrieben aufzuspringen, doch ER verfügte über keinerlei Kraftreserven mehr, und schon war jemand bei IHM, der IHN genauer in Augenschein nahm – vielleicht irgendein Diener? ER hatte flüchtig den Eindruck, dass es das Gesicht eines jungen Mannes war, der sich über IHN beugte, doch nicht so tief, dass ER es deutlicher hätte erkennen können.

Der Diener verharrte kurz, dann zog er sich rasch zu seinem Herrn zurück und sagte etwas mit einer klaren, jungen Stimme. Eine weitere Pause folgte, bis der Meister schließlich in einer wieder anderen Sprache antwortete, die ER zwar nicht benennen, aber trotzdem aus irgendeinem Grund verstehen konnte. Der sich hebende und senkende, musikalisch klingende Tonfall war IHM vertraut.

»Ich werde mich dem Willen des Himmels nicht verschließen. Reden Sie weiter.«

»Er ist Holländer«, erwiderte der Diener in derselben Sprache, und in jedem seiner Worte schwangen Vorbehalte mit.

Der, über den sie da sprachen, hätte den Kopf heben und etwas erwidern sollen – ER war kein Holländer, immerhin so viel war IHM klar –, aber ER fror, und SEINE Glieder wurden von Minute zu Minute schwerer.

»Meister, lassen Sie uns unseren Weg fortsetzen ...«

»Genug«, unterbrach ihn die Tenorstimme zwar leise, doch keinen Widerspruch duldend.

ER hörte, wie in der IHM unvertrauten Sprache Befehle erteilt wurden, während sich SEIN Bewusstsein immer mehr trübte; Hände griffen nach IHM, und ER hieß ihre Wärme willkommen. Dann wurde ER vom Boden aufgehoben und in eine Decke oder ein Netz gewickelt, damit man IHN transportieren konnte. ER schaffte es nicht, die Augen zu öffnen, um sich umzuschauen. Die Reisegruppe setzte ihren Weg fort ... ER selbst hing in der Luft und schwang sanft hin und her. Beinahe fühlte ER sich, als läge ER an Bord eines Schiffes in einer Hängematte und schaukelte im Takt der Wellen. Diese Bewegung lullte IHN ein, und SEIN Schmerz wurde schwächer; irgendwann bekam ER dann überhaupt nichts mehr mit.

Als ER endlich aus einem verworrenen Traum voller brennender Segel, einem sinkenden Schiff und einem unerklärlichen Gefühl tiefer Verzweiflung hochschreckte, schoss IHM unvermittelt, aber mit großer Gewissheit, SEIN eigener Name durch den Kopf, und ER sprach ihn laut aus: »William Laurence.«

Während ER, WILLIAM LAURENCE, sich mühsam aufsetzte, begann die Erinnerung jedoch bereits wieder zu verblassen ...

... Er lag auf einer dünnen Decke, die man auf einem Fußboden ausgebreitet hatte, der mit geflochtenen Strohmatten ausgelegt war. Der Raum sah anders aus als alle, die Laurence je betreten hatte: Nur eine einzige der vier Wände bestand aus festem Holz; die anderen wurden von durchscheinendem weißen Papier gebildet, das in Holzrahmen eingespannt war. Es gab keine Anzeichen für eine Tür oder ein Fenster. Man hatte ihn, Laurence, offenkundig gebadet und ihm einen Umhang aus leichter Baumwolle übergestreift. Seine eigenen Kleidungsstücke waren verschwunden, ebenso sein Degen. Letzteres kam ihm eigentümlicherweise wie der größere Verlust vor.

Jeder Zeitvorstellung und jedes Ortsgefühls beraubt, war er ohne irgendeinen Bezugspunkt. Die Kammer mochte ebenso gut eine ein-

sam gelegene Hütte wie ein Zimmer in der Mitte eines großen Hauses sein. Vielleicht befand er sich auf der Spitze eines Berges oder aber am Ufer eines Ozeans. Er hatte keine Ahnung, ob er eine Stunde, einen Tag oder eine ganze Woche dahingedämmert war.

Mit einem Mal zeichnete sich ein Schatten gegenüber seinem Lager auf der Wand ab, und als diese auf einer Schiene beiseitegeschoben wurde, fiel Laurence' Blick für einen kurzen Moment in einen Flur und in einen anderen Raum dahinter, der gleichermaßen halb geöffnet war und sich von seinem eigenen Aufenthaltsort lediglich dadurch unterschied, dass ein Fenster den Blick auf einen dünnen Kirschbaum mit kahlen, dunklen Ästen freigab. Ein junger, vielleicht sechzehnjähriger Mann, nicht sehr groß, aber schlaksig, als habe er in der letzten Zeit einen Schuss in die Höhe gemacht, schob sich durch die Öffnung und zwängte sich in den kleinen Raum mit der niedrigen Decke. Laurence starrte ihn mit ausdrucksloser Miene an. Der Bursche sah orientalisch aus. Sein langes, sorgfältig rasiertes Gesicht wirkte durch die letzten Überbleibsel von Babyspeck noch weich, zeigte jedoch bereits ein scharf geschnittenes Kinn. Die dunklen Haare hatte der junge Mann zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, und er war in aufwendig arrangierte Umhänge gekleidet, deren Falten messerscharf hervorstachen.

Er ließ sich auf seine Fersen nieder und erwiderte Laurence' Blick nicht weniger durchdringend, aber mit einem Gesichtsausdruck, der so düster wirkte, als sähe er sich einem Pestkranken gegenüber. Nach einem kurzen Moment setzte er zu sprechen an, und Laurence glaubte, die Stimme wiederzuerkennen. Dies war der junge Mann, der gewollt hatte, dass man ihn auf der Straße zurückließe.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, was Sie gerade zu mir sagen«, unterbrach ihn Laurence, und seine Stimme klang selbst in seinen eigenen Ohren heiser. Als er sich eilig räusperte, schoss ihm neuerlicher Schmerz durch den Schädel. »Sprechen Sie Englisch? Oder Französisch? Wo bin ich?« Er versuchte sein Glück mit den

beiden genannten Sprachen, dann wiederholte er zögernd die letzte Frage in der anderen Sprache, die die beiden Männer auf der Straße verwendet hatten.

»Sie sind in der Provinz Chikuzen«, antwortete der Mann in gleicher Sprache, »und weit weg von Nagasaki, wie Sie nur zu gut wissen dürften.«

In seiner Stimme lag ein scharfer, bitterer Unterton, doch trotzdem hakte Laurence bei dem ersten vertraut klingenden Namen nach: »Nagasaki?« Er verspürte Erleichterung, aber das kurze Gefühl der Dankbarkeit verblasste rasch: Es gefiel ihm ganz und gar nicht, sich in Japan wiederzufinden, am anderen Ende der Welt, und nicht dort, wo er eigentlich gerade sein sollte.

Der junge Mann erwiderte nichts, und Laurence betrachtete ihn genauer. Er war zu alt für einen Pagen und trug außerdem ein Schwert an seinem Gürtel. Laurence konnte nur Vermutungen anstellen, ob es sich bei ihm vielleicht um irgendeine Art von Stallmeister oder um einen Edelknaben handelte. Auf jeden Fall gab er ihm, Laurence, nun mit einem knappen Wink zu verstehen, dass er sich von der Matte zu erheben habe.

Schwerfällig und unter einigen Schmerzen hievte Laurence sich von seinem Lager hoch. Die Decke war zu niedrig, als dass er sich hätte aufrichten können, und so war er gezwungen, wie eine Kröte den Rücken zu krümmen, was ihm Schmerzen in jedem nur denkbaren Muskel bereitete. Auf einen lauten Befehl des jungen Mannes hin erschienen zwei Diener, die die Matte, auf der er gelegen hatte, in ein Schränkchen räumten und Laurence frische Kleidung hinhielten, deren diverse Schichten und Lagen verwirrend für ihn waren. Obwohl ihm die beiden Dienstboten beim Anziehen halfen, fühlte er sich wie ein kleines Kind, dessen Arme und Beine hierhin und dorthin geschoben wurden, da sie ständig im Weg zu sein schienen. Anschließend brachte man Laurence ein Tablett mit Speisen: Reis, getrockneten Fisch, scharfe Brühe und eine beträchtliche Auswahl

an ungewöhnlichem, eingelegtem Gemüse. Das war keinesfalls das Frühstück, das er sich für seinen angegriffenen Magen gewünscht hätte, doch kaum hatte man es vor ihm abgestellt, gewann der unbezwingbare Hunger in ihm die Oberhand. Laurence hatte schon beinahe die Hälfte seines Essens verschlungen, als er kurz innehielt und erstaunt die Esstübchen begutachtete, die er, ohne nachzudenken, zur Hand genommen und benutzt hatte. Er zwang sich, langsamer weiterzukauen, als ihm eigentlich der Sinn danach stand, denn ihm war immer noch flau im Magen, außerdem störte es ihn, dass er beobachtet wurde. Der junge Mann ließ ihn während seiner gesamten Mahlzeit nicht aus den Augen und hielt seinen kalten Blick unverwandt auf ihn gerichtet. »Vielen Dank«, sagte Laurence endlich, als er fertig war und das Geschirr schweigend und flink fortgeschafft wurde. »Ich würde es sehr zu schätzen wissen, wenn Sie Ihrem Herrn meinen Dank für seine Gastfreundschaft ausrichten könnten und ihm sagen würden, wie froh ich über eine Gelegenheit wäre, ihm seine Großzügigkeit zu vergelten.«

Der junge Mann erwiderte nichts, sondern presste lediglich seine Lippen aufeinander. »Hier entlang«, sagte er dann kurz angebunden. Laurence vermutete, dass er selbst wie ein gewöhnlicher Landstreicher ausgesehen hatte, als man ihn fand.

Die Flurdecken des Hauses hingen nicht ganz so niedrig wie die in den Kammern. Laurence folgte dem jungen Mann zu einem Hinterzimmer, in dem eine Art niedriges Schreibpult auf dem Boden stand. Dahinter saß ein weiterer Mann, der geschickt mit Pinsel und Tinte zugange war. Seine Stirn und der Rest seines Schädels waren kahl geschoren, abgesehen von einer dicken Haarsträhne am Hinterkopf, die doppelt gelegt und fest zusammengebunden auf der rasierten Haut auflag. Seine Kleidung war reicher bestickt als die des jungen Mannes, ähnelte ihr aber im Stil. Der junge Bursche verbeugte sich von der Taille ab und sprach einige Sätze auf Japanisch, während er mit ausladenden Gesten auf Laurence deutete.

»Junichiro berichtet mir, dass Sie sich erholt haben, Holländer«, begann der Mann und legte seinen Pinsel beiseite. Über sein Pult hinweg musterte er Laurence mit einem Ausdruck förmlicher Zurückhaltung, aber ohne die Ablehnung, die der junge Mann – Junichiro? – an den Tag legte.

»Sir«, erwiderte Laurence. »Ich muss Sie berichtigen: Ich bin Engländer, Kapitän William Laurence von der...« Er stockte. An der Wand hinter dem Kopf des Mannes hing ein großer und polierter Bronzespiegel. Das Gesicht, das ihn daraus anblickte, war nicht nur ausgezehrt von den zurückliegenden Strapazen, sondern gänzlich unvertraut. Die Haare waren lang geworden, und quer über Laurence' Wange lief eine weiße Narbe von einer längst verheilten Verwundung, an die er sich nicht mehr erinnerte. Die Furchen und die Zeichen der vergangenen Anstrengung summierten sich, und es hatte den Anschein, als sei er um Jahre gealtert, seitdem er sich das letzte Mal betrachtet hatte.

»Vielleicht wären Sie so freundlich, mir die genauen Umstände zu erläutern, die Sie in diesen Teil des Landes verschlagen haben«, half ihm der Mann.

Wie auswendig gelernt, schaffte es Laurence abzuspuhlen: »Ich bin Kapitän William Laurence von der *Reliant*, in der Königlichen Marine im Dienste Seiner Majestät. Und ich habe nicht die geringste Ahnung, wie ich hierhergekommen sein könnte; es ist jedoch möglich, dass mein Schiff in Schwierigkeiten geraten ist; allerdings bete ich zu Gott, dass er etwas Derartiges verhütet hat.«

Laurence konnte sich kaum mehr daran erinnern, was er danach noch gesagt hatte. Er ging davon aus, dass den Männern seine Verwirrung und seine Verzweiflung nicht entgangen waren, denn die Befragung wurde abgebrochen, und man rief einen Diener, der eine Flasche und kleine Porzellantassen brachte, von denen Laurence' Gastgeber eine füllte und ihm reichte. Laurence nahm sie entgegen, und als er mit

geschlossenen Augen trank, war er dankbar für den intensiven Geschmack, der stark wie der von Brandy und dennoch leicht auf der Zunge war. Ihm wurde sofort nachgeschenkt, und wieder schüttete er das Getränk hinunter; das Gefäß war klein genug, um in einem Zug geleert zu werden. Danach jedoch stellte er die Tasse ab. »Ich muss um Verzeihung bitten«, setzte er an, und hatte das beschämende Gefühl, die Kontrolle über sich selbst verloren zu haben. Die Tatsache, dass die Männer mit ausgesuchter Höflichkeit vorgaben, es nicht zu bemerken, machte die Sache nicht besser. »Ich bitte um Verzeihung, Sir«, wiederholte er mit festerer Stimme. »Um auf Ihre Frage zu antworten: Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich hierhergekommen bin. Die einzig logische Erklärung ist, dass ich über Bord gespült worden bin. Ansonsten gäbe es für mich keinen plausiblen Grund, hier zu sein. Ich habe weder einen Auftrag noch Freunde in diesem Teil der Welt.«

Er zögerte, denn auch wenn ihm nichts anderes übrig blieb, so fühlte er sich doch als Bittsteller. Aber er musste seinen Stolz hinunterschlucken. »Ich bedauere, dass ich so kühn bin, Ihre Großzügigkeit noch weiterzustrapazieren«, sagte er, »und das, obwohl Sie sich mir gegenüber bereits mehr als freundlich gezeigt haben. Aber ich wäre froh, sogar außerordentlich froh, wenn Sie mir dabei behilflich sein könnten, nach Nagasaki zu gelangen, um dort mein Schiff wiederzufinden oder bei einem anderen an Bord zu gehen, das mich zurück nach England bringen könnte.«

Doch sein Gastgeber blieb ihm eine Antwort lange schuldig. Endlich sagte er: »Sie sind noch zu krank für die Härte und Unbilden einer langen Reise, denke ich. Für den Augenblick gestatten Sie mir, Sie einzuladen, die Gastfreundschaft meines Hauses zu genießen. Wenn Sie irgendetwas für Ihr Wohlbefinden benötigen, wird Junichiro alles Nötige veranlassen.«

So höflich und freundlich dieses Angebot auch war, es war eindeutig eine abschlägige Antwort auf Laurence' Ansinnen. Schwei-

gend trat Junichiro hinter ihn und wartete in Griffweite seines Ellbogens darauf, dass Laurence sich zurückzog. Dieser zögerte zwar, doch fehlte ihm die Kraft für weitere Diskussionen. In seinem Kopf dröhnte ein tiefes, dumpfes Klopfen wie der Klang von bloßen Füßen, die auf einem höher gelegenen Deck herumliefen, und der Alkohol hatte seine Sicht bereits zusätzlich vernebelt.

Er folgte Junichiro hinaus und den Gang hinunter zurück zu der kleinen Kammer, in der er aufgewacht war. Der junge Mann öffnete den Durchgang und blieb abwartend und mit einem harten, unfreundlichen Ausdruck auf dem Gesicht stehen. Den Blick hielt er starr auf eine Stelle hinter Laurence gerichtet wie eine *Grande Dame*, die sich entschieden hatte, ihr Gegenüber mit Nichtachtung zu strafen. Als Laurence sich jedoch mit eingezogenem Kopf in den kleinen Raum geschoben hatte, sagte er mit kaltem Hochmut in der Stimme: »Schicken Sie nach mir, wenn Sie irgendwelche Wünsche haben.« Laurence schaute sich im Raum um. Der Boden war mit Strohmatten ausgelegt, die Wände waren vollkommen nackt und schmucklos, doch eine große Ruhe ging von dieser Kammer aus, die gleichermaßen verlockend wie der Ruf der Sirenen und bedrückend wie ein Gefängnis wirkte. »Ich wünsche mir meine Freiheit«, sagte er grimmig und fast zu leise, um gehört zu werden. Junichiro jedoch fuhr ihn mit plötzlich auffallendem Zorn an: »Seien Sie dankbar für Ihr Leben, das Sie nur dem guten Willen meines Meisters verdanken. Vielleicht überlegt er es sich ja doch noch anders.«

Energisch zog er die Tür hinter sich zu; der Rahmen ratterte in der Schiene, und Laurence konnte nur noch dem Schatten hinterherstarren, der auf der anderen Seite der durchscheinenden Wand verschwand.

Die grüne, glasig schimmernde Welle brandete gegen die Untiefen und drängte danach weiter, obwohl sie bereits in sich zusammengefallen war. Die kalte Gischt überspülte Temeraires Hinterbeine

in einem kräftigen Guss und hinterließ, als sich das Wasser endlich wieder zurückgezogen hatte, eine frische Spur von Seetang und Holzsplintern, die an seiner Haut festklebten. Ein dumpfes Ächzen ging vom Schiffsrumpf der *Potentate* aus, die zwischen den Felsen eingezwängt war und mühevoll auf und ab schaukelte. Rings um sie herum breitete sich grau und leer der Ozean aus, und die weit entfernt liegende Bucht war kaum mehr als ein Fleck am Horizont.

»Ihr könnt sagen, was ihr wollt«, brummte Temeraire kaum verständlich, »aber es interessiert mich nicht im Geringsten. Ich werde auch alleine aufbrechen, wenn es sein muss, ganz egal, ob jemand von euch mitkommt, um mir zu helfen, oder nicht.«

»O Herr im Himmel«, murmelte Granby halblaut vor sich hin. Kapitän Berkley, der sich an eine Relingstütze klammerte, um auf dem arg schräg geneigten Deck nicht die Balance zu verlieren, machte sich nicht die Mühe, seine Stimme zu dämpfen. Stattdessen polterte er: »Jetzt hör mir mal zu, du verrücktes Biest! Du glaubst doch wohl nicht, dass die ganze Sache irgendeinem von uns besser gefällt als dir?«

»Ich bin mir sogar ganz sicher, dass ich es am schrecklichsten fände, wenn Laurence tot wäre«, erwiderte Temeraire, »aber das ist er nicht. Er ist ganz bestimmt nicht tot. Natürlich mache ich mich auf die Suche nach ihm. Es hat überhaupt keinen Sinn, wenn ihr versucht, mich davon abzubringen.«

Seine Stimme klang unüberhörbar vorwurfsvoll und zornig. »Und ich verstehe nicht, warum ihr eure Zeit damit verschwendet, mit mir herumzustreiten, wo ihr mir doch viel eher dabei helfen solltet, die Suche zu organisieren. Laurence kann nicht zu uns zurückkommen, solange wir hier draußen in dieser nutzlosen Position festsitzen.«

Er selbst befand sich in keiner angenehmeren Lage: In unbequemer Haltung hockte er auf der langen Reihe zerklüfteter, schwarzer Felsen, mit den Hinterläufen halb ins Meer hängend, während er zu den Fliegern auf dem Drachendeck hinüberspähte. Die *Potentate* war

während des Sturmes auf Grund gelaufen. Es war ein entsetzlicher Aufprall gewesen, der beinahe sämtliche Drachen vom Deck in den Ozean hatte rutschen lassen und das Schiff schiefgelegt hatte.

Es war keine Zeit geblieben, an irgendetwas anderes zu denken als daran, sich selbst rechtzeitig von den Sturmketten zu befreien. Laurence hatte sich zu der Stelle vorgekämpft, an der der kleine Nitidus mit drei schweren Knoten festgehalten wurde. Diese hatte Laurence in Windeseile aufgeschnitten und so dafür gesorgt, dass Nitidus sich freistrampeln konnte, sodass der Rest von ihnen genug Platz hatte, sich ebenfalls aller Halterungen zu entledigen. Kurz darauf waren die Ketten und Segeltuchplanen über den Bug ins tosende Meer gerutscht.

»Wenn ihr frei seid, klammert euch an den Ankerketten an Heck und Bug fest!«, hatte Laurence ihnen noch zugebrüllt, ehe er wieder hinaufgeklettert war. »Ihr müsst das Schiff halten und dafür sorgen, dass es in der Waagerechten bleibt, ansonsten wird es von den Wellen gegen die Felsen geschleudert werden.« Temeraire hatte sich an die Arbeit gemacht, kaum, dass er seine Sturmketten losgeworden war. Er, Maximus und Kulingile hatten mit vereinten Kräften gekämpft und an den Ankerketten und jedem Seil gezerzt, das Nitidus und Dulcia in ihre Reichweite hatten befördern können, um das Schiff im Gleichgewicht zu halten, während der Wind kreischte und versuchte, die *Potentate* – und sie alle mit ihr – an den Felsen zu zerschmettern. Die Hauptlast hatte auf Temeraire geruht, denn er konnte besser in der Luft manövrieren als alle anderen. Auch wenn es unmöglich war, in diesem Sturm ruhig in der Luft zu stehen, war es ihm immerhin gelungen, seine Position mehr oder weniger zu halten, ohne in die Wellen hinabzustürzen.

Während dieser ganzen Zeit hatte niemand auch nur ein einziges Wort zu ihm gesagt – niemand hatte erwähnt, dass Laurence nirgendwo mehr zu sehen und vermutlich mitsamt den Ketten über Bord gegangen war, bis Temeraire schließlich erschöpft auf dem Deck

gelandet war und Zeit gehabt hatte, sich umzuschauen. Da erst war Roland zögernd zu ihm gekommen und hatte ihm vorsichtig zu verstehen gegeben, dass Laurence vermisst wurde.

Temeraire gab unumwunden zu, dass es ein entsetzlicher Moment gewesen war, und er hatte sich ebenso schreckliche Konsequenzen wie jeder andere ausgemalt. Sofort war er losgeflogen und hatte hektisch das Meer rings um sie herum abgesucht, und jeder einzelne Augenblick, in dem er nicht das geringste Anzeichen von den Segeltuchplanen oder von Laurence gefunden hatte, war eine einzige Qual gewesen. Schließlich jedoch, nach mehreren Stunden, hatte er sich selbst dazu gezwungen, die Suche einzustellen. Ganz sicher war Laurence nicht im Wasser geblieben, sondern hatte vernünftigerweise versucht, das Land zu erreichen. So war Temeraire zum Schiff zurückgekehrt und hatte die Karten zurate gezogen, um herauszufinden, wo Laurence am ehesten zu vermuten wäre, und seine Rettung entsprechend vorzubereiten.

Ihm war es überhaupt nicht in den Sinn gekommen, dass irgendjemand so albern sein könnte, ihm Steine in den Weg zu legen, indem er ihn auf die prekäre politische Situation hinwies: Es ging um diesen Unsinn, dass Japan für ausländische Schiffe geschlossen war und sich Besuchern gegenüber unverhältnismäßig intolerant zeigte. Von Hammond war nichts anderes zu erwarten gewesen, als dass er auf so fadenscheinige Einwände zurückgriff, aber dass der ausgerechnet von Granby oder Kapitänin Harcourt oder irgendeinem Kapitän der anderen Drachen Schützenhilfe bekommen würde, hätte Temeraire nicht erwartet.

Er versuchte, fair zu bleiben: Er machte niemandem einen großen Vorwurf, weil es in all der Aufregung unbemerkt geblieben sein musste, dass Laurence über Bord gegangen war. Allerdings war er selbst damit beschäftigt gewesen, das gesamte Schiff zu retten, und andere hatten weitaus weniger entscheidende Aufgaben gehabt und hätten viel früher nach Laurence Ausschau halten können. »Ich finde

es deshalb nicht besonders egoistisch von mir«, erklärte er, »dass nun die anderen ohne mich auskommen müssen, bis ich Laurence gefunden habe. Ich werde gleich aufbrechen.«

Der Sturm und die Winde aus allen Richtungen hatten sich gelegt, und Maximus und Kulingile konnten abwechselnd dafür sorgen, dass das Schiff nicht an den Klippen zerschellte. Im Augenblick war Kulingile sogar allein in der Luft und erledigte diese Aufgabe ohne jede Hilfe, und mit dem Schiff war alles vollkommen in Ordnung. Es spielte keine Rolle, dass einige Wellen über die Seiten spülten; Seeleute mussten stets darauf vorbereitet sein, von Zeit zu Zeit ein wenig nass zu werden.

»Ich habe nicht vor, lange wegzubleiben«, sagte Temeraire. »Und ich will nicht mehr als vielleicht zwanzig oder dreißig Mann mitnehmen, zur nächsten Küste fliegen und mit der Suche beginnen: Ganz sicher werden wir ihn sehr bald gefunden haben. Vor allem, wenn wir uns unter der Bevölkerung umhören.«

»Auf gar keinen Fall dürfen wir Derartiges auch nur in Betracht ziehen«, hielt Hammond dagegen, der über die Reling gebeugt stand und sich die Stirn mit einem Taschentuch abwischte. In der Sonne, die sie mehrere Tage lang nicht zu Gesicht bekommen hatten, war es jetzt angenehm warm. »Nagasaki ist der einzige Hafen Japans, der für westliche Handelsschiffe geöffnet ist: Jedem Ausländer ist es per Gesetz strengstens untersagt, sich anderswo im Land aufzuhalten. Wenn Kapitän Laurence an ihrer Küste gestrandet ist und aufgegriffen wurde ...« Mit einem heiseren Husten brach er ab, gerade als Granby von einer Welle auf dem bebenden Deck ins Straucheln gebracht wurde und einen kräftigen Schlag in die Seite bekam.

»Wenn sie keine Ausländer bei sich haben wollen, dann werden sie nur umso erfreuter sein, sobald wir Laurence gefunden haben und verschwinden«, erklärte Temeraire, der sich absolut im Recht wähnte. »Wir können ihnen außerdem sagen, dass wir gar nicht hier sein wollten, denn schließlich sind wir eigentlich auf dem Weg nach

China, und wenn wir nicht in diesen entsetzlichen Sturm geraten wären, hätten wir sie schließlich überhaupt nicht belästigt.«

»Wie wäre es, wenn Sie sofort nach Nagasaki aufbrechen würden«, schlug Gong Su vor. Als Temeraire zu ihm herumfuhr und ihn mit einem kalten, funkelnden Blick bedachte, zuckte er zwar nicht zusammen, fügte allerdings hinzu: »Ich bitte um Verzeihung, dass ich etwas vorschlage, das für Sie verabscheuungswürdig ist, aber es führt zu nichts Gutem, wenn man die angemessene Form des Umgangs miteinander missachtet. Ich bin mir sicher, dass eine offizielle Anfrage beim Hafenmeister, vorgetragen mit allem nötigen Respekt, viel wahrscheinlicher zu dem Ausgang führt, den wir alle herbeisehnen, nämlich der gesunden Rückkehr des Prinzen.«

»Die Chancen darauf stehen allerdings schlecht, so viel ist sicher«, murmelte O'Dea, der, dick in Ölzeug gewickelt und wärmesuchend dicht an Iskierka geschmiegt, ganz in der Nähe hockte und so tat, als würde er ein Seil entwirren, obwohl er in Wahrheit einfach nur lauschte. »Ich nenne das grausam, ihm Hoffnungen zu machen: Was der Ozean einmal hat, das gibt er nicht wieder her.«

»Vielen Dank, O'Dea, das reicht«, herrschte Granby ihn an.

»Es reicht tatsächlich«, sagte Temeraire. »Du musst ihm nicht den Mund verbieten, wenn er nur das ausspricht, was ihr alle denkt. Nun, mir ist das egal. Ich breche nach Nagasaki auf und komme nicht mit nach China. Ohne Laurence werde ich überhaupt nirgends hingehen, und ganz sicher werde ich auch nicht untätig hier herumsitzen und abwarten.«

»Nein, das hätte ich mir denken können«, sagte Granby leise.

»Oh, aber natürlich tust du das«, mischte sich Iskierka ein, die ausgerechnet in diesem Moment ein Auge aufgemacht hatte. Sie hatte beinahe den gesamten Sturm verschlafen, festgebunden an dem bequemsten Ort zwischen Maximus und Kulingile, während sich Temeraire um sie herumgewunden hatte und Lily, Messoria und Immortalis über ihr lagerten. In den Augenblicken höchster Gefahr hatte

sie nichts anderes getan, als sich auf einem aus dem Meer aufragenden Felsen niederzulassen und schlecht gelaunt zuzusehen, wie die anderen schufteten. Und nun, wo das Schiff halbwegs in Sicherheit gebracht war, hatte sie sich unten um den Kreuzmast gerollt – völlig ungeachtet der Tatsache, dass sie dort allen anderen im Weg war –, um dort den ganzen Tag lang zu schlafen.

»Nein, das werde ich nicht!«, beharrte Temeraire empört; wenn sie ihm jetzt auch noch sagen würde, dass Laurence tot sei, würde er ihr eins auf die Nase geben. »Laurence ist nicht tot.«

»Weshalb sollte er tot sein?«, fragte Iskierka. »Und was tut das überhaupt zur Sache? Aber du wirst nicht irgendwo im Landesinneren verschwinden, während wir hier auf diesen Felsen festsitzen und dem Schiff Gott weiß was zustoßen könnte.«

Temeraire fand das ausgesprochen lächerlich. Der Sturm war vorbei, und wenn die *Potentate* bis jetzt nicht gesunken war, würde sie nun auch nicht mehr untergehen. »Warum sollte ich hierbleiben, wenn Laurence irgendwo in Japan verschollen ist?«

»Weil ich morgen mein Ei bekommen werde«, sagte Iskierka, machte eine bedeutungsschwangere Pause und legte nachdenklich den Kopf schräg. »Vielleicht sogar schon heute. Ich will etwas zu essen haben, und dann sehen wir weiter.«

»Das Ei?«, fragte Granby und starrte sie an. »Welches Ei? Was zum ... Willst du mir etwa sagen, dass ihr beide ..., obwohl ihr euch doch spinnefeind seid ...«

»Natürlich«, antwortete Iskierka. »Wie hätten wir wohl sonst ein Ei bekommen können? Allerdings«, fuhr sie in Temeraires Richtung fort, »war es bislang für mich viel mühsamer. Es ist nur fair, wenn du dich darum kümmerst, sobald es draußen ist. Jedenfalls gehst du nirgendwohin, bis das Ei da ist.«



Nachdem Laurence den gesamten folgenden Tag mit Schlafen und Essen zugebracht hatte, machte er äußerlich den Eindruck, sich allmählich zu erholen. Innerlich jedoch wurde er immer unruhiger: Beim besten Willen wollte ihm nicht einfallen, was ihn so grundlos auf die Straßen Japans verschlagen haben sollte, ja, er konnte sich nicht einmal zu einem Gefühl der Dankbarkeit dafür durchringen, dass er offensichtlich durch eine gnädige göttliche Fügung der chinesischen Sprache mächtig war. Er hätte es vorgezogen, stumm zu sein, wenn er dafür im Geiste hätte sicher sein können, woher er stammte, selbst wenn er das seinen Gefängniswärtern dann nicht hätte mitteilen können. Und Wärter waren sie ganz offensichtlich: Seine Bitte, nach Nagasaki gebracht zu werden, war merkwürdigerweise abgelehnt worden. Von Junichiro hatte er ein bisschen mehr über seine augenblickliche Situation erfahren. Obwohl dieser zuvor so offen ablehnend ihm gegenüber gewesen war, behandelte er ihn nun mit pedantischer Höflichkeit. Der Name des Mannes, in dessen Haus er wohnte, lautete Kaneko Hiromasa; sein genauer Rang war Laurence nicht klar, aber der Größe seines Hauses und der Anzahl seiner Bediensteten nach zu urteilen war er ein wohlhabender Mann in gewichtiger Position. Die Papierberge in seinem Arbeitszimmer sprachen zudem dafür, dass er mit Aufgaben von einiger Tragweite betraut war. Vielleicht handelte es sich bei ihm um einen Landadeligen, der seine Güter selbst verwaltete, oder sogar um irgendeinen Staatsbeamten. Ungeachtet seiner Stellung hingegen, wurde immer offenkundiger, dass er Laurence nicht nur aus purer Nächstenliebe aufgenommen hatte, um ihm etwas zu essen zu

geben, ihm zu helfen, sich zu reinigen, und ihn dann seiner Wege ziehen zu lassen.

Am gestrigen Tag hatte Laurence sich noch nicht kräftig genug gefühlt, um die Angelegenheit zu klären. Er war vollkommen durcheinander gewesen, und die Erschöpfung hatte ihn überwältigt, sodass er beinahe ununterbrochen geschlafen hatte. Auf den bloßen Matten auf dem Fußboden ausgestreckt, hatte er den ganzen Tag herumgelegen und sich nur aufgesetzt, um etwas zum Abendbrot zu essen. Doch beim Aufwachen an diesem Morgen fühlte er sich wieder wie der Alte, zumindest in körperlicher Hinsicht. Als ihm Bedienstete sein Frühstück brachten, teilte er ihnen mit, dass er sofort noch einmal Kaneko zu sprechen wünsche. Die einfachen Mägde verstanden kein Chinesisch, aber nachdem er den Namen ihres Herrn mehrfach wiederholt hatte, eilten sie davon und kehrten kurz darauf mit Junichiro im Schlepptau zurück.

Der junge Mann trat an die Tür zu Laurence' Kammer, blieb jedoch mit kühlem und unbeteiligtem Gesichtsausdruck draußen stehen. »Mein Herr ist momentan beschäftigt«, sagte er. »Gestatten Sie, dass ich mich um Ihre Belange kümmere.« Seine Stimme war ruhig, und er vermied es, Laurence ins Gesicht zu schauen. In seinem ganzen Auftreten lag eine seltsame Mischung aus Förmlichkeit und beinahe greifbarer Ablehnung, obwohl er sich nach außen hin höflich gab. Nichts ließ auf seine wahren Gefühle und das, was sie hervorgerufen hatte, schließen.

Laurence konnte sich auf all das keinen Reim machen. Wenn seine Anwesenheit eine echte Belastung für den Haushalt wäre, hätte er besser nachvollziehen können, dass Junichiro ihm mit Vorbehalten begegnete. Allerdings hatte für Kaneko keinerlei Notwendigkeit bestanden, ihn vom Wegesrand aufzulesen. Auf jeden Fall schien die Freigebigkeit, mit der er bislang behandelt worden war, die finanziellen Mittel eines solch herrschaftlichen Hauses mitnichten überstrapaziert zu haben.

Aber im Augenblick ging es Laurence gar nicht darum, der ganzen Angelegenheit auf den Grund zu gehen. Viel vordringlicher war die Tatsache, dass man augenscheinlich nicht vorhatte, ihm dabei behilflich zu sein, zu seinem Schiff zurückzukehren. Deshalb sagte Laurence: »Ich bin Ihrem Herrn zu großem Dank für seine Gastfreundschaft verpflichtet; doch da meine Gesundheit so weit wiederhergestellt ist, muss ich seine Großzügigkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich möchte Sie bitten, mir meine Kleidung und meinen Degen zurückzugeben und mir den Weg zur Straße zu zeigen.«

In dem Blick, den Junichiro ihm zuwarf, lag für einen kurzen Moment tiefes Erstaunen, als hätte Laurence ihn um ein Paar Flügel gebeten. »Was haben Sie denn vor?«, fragte er schließlich ernsthaft verwundert. »Sie sprechen unsere Sprache nicht und sind Ausländer und ein Barbar ...«

Laurence unterbrach ihn. Er hätte nicht sagen können, wieso er wusste, dass dieses Wort als Beleidigung gemeint war, aber er war sich dessen vollkommen sicher. »Selbst wenn ich den Teufel persönlich besuchen wollte, wäre das meine Angelegenheit und ginge Sie ganz sicher nichts an.«

Er wäre froh und dankbar für Hilfe gewesen, wenn sie nur nicht darin bestanden hätte, ihn in einen Raum zu sperren und ihm Essen und Trinken aufzudrängen. Er hatte den Eindruck, dass er als unerwarteter, aber willkommener Gast und gleichzeitig als in höchstem Maße lästige Bürde angesehen wurde. Junichiro wäre es unverkennbar am liebsten, wenn er verschwinden würde – oder, noch besser, überhaupt nie auf der Bildfläche erschienen wäre –, doch selbst die Bediensteten warfen ihm besorgte Seitenblicke zu, für die er keinerlei Übersetzung benötigte.

Das Mindeste, was sich Laurence von seiner Forderung, man möge ihn ziehen lassen, versprach, war Licht ins Dunkel zu bringen, so dass er dann hinterher vielleicht genauer wüsste, wie er die Sache anpacken sollte. Und tatsächlich zögerte Junichiro; er zog sich zurück,

und als er kurz darauf wiederkam, sagte er: »Mein Meister wird Sie empfangen.«

Laurence hoffte, dass er bei diesem zweiten Treffen einen besseren Eindruck als beim ersten Mal hinterlassen würde. Er hatte um ein Rasiermesser gebeten und es geschafft, das beunruhigende Gefühl auszuhalten, sein eigenes, ihm seltsam fremdes Gesicht lange genug im Spiegel zu ertragen, um sich vom Bartwuchs der vergangenen Tage zu befreien. Die Dienstboten hatten ihn in einen eigenartig aufgeteilten Waschraum gebracht. Es gab einen holzverkleideten Fußboden, auf den sich Laurence auf ihr Drängen hin setzen musste, damit sie ihn an der frischen Luft abschrubben konnten, was ganz ohne Zweifel extrem ungesund war und zu einer Verköhlung geradezu einlud. Erst anschließend erlaubte man ihm, sich in den großen Badebottich zu setzen, in dem das Wasser nun unverhältnismäßig heiß war. Jedenfalls kam Laurence das so vor; doch als er wieder heraufstieg, konnte er nicht abstreiten, dass sich seine schmerzenden Muskeln ganz wunderbar entspannt hatten.

Als er dieses Mal in das Arbeitszimmer geführt wurde, gelang es ihm schon besser, die offenbar von ihm erwartete kniende Position der Ehrerbietung einzunehmen. Seine Beine beschwerten sich auch jetzt über die ungewohnte Haltung, aber anders als beim letzten Mal, als er sich so geschwächt gefühlt hatte, drohte er nun nicht mehr jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren, vornüberzufallen und eine Hand ausstrecken zu müssen, um sich ungeschickt mit den Fingerspitzen auf dem Boden abzustützen.

Trotzdem hatte Kaneko die Stirn in Falten gelegt: Laurence' Degen lag vor ihm auf dem Tisch. Er hatte ihn aus der Scheide gezogen, und im Licht der Sonne, die durch das geöffnete Fenster hereinschien, wirkte er noch prachtvoller, als Laurence ihn in Erinnerung gehabt hatte. Der Drachenkopf am Heft war mit funkelnden Juwelen besetzt, und die Klinge glänzte. Es juckte ihn in den Fingern, die Waffe end-

lich wieder in den Händen zu halten. »Woher haben Sie den Degen?«, fragte Kaneko und umfasste den Griff.

Laurence brachte es nicht über sich, die abenteuerliche, aber wahrheitsgetreue Antwort zu geben: Er hatte nicht die geringste Ahnung. Außerdem, und das war viel wichtiger, hatte er nicht das Gefühl, auf eine derart persönliche Frage hin Auskunft geben zu müssen, für die es noch dazu keinerlei Anlass gab. Stattdessen sagte er kühl: »Sir, wollen Sie etwa andeuten, dass ich ihn gestohlen hätte? Der Degen gehört mir ebenso wie der Mantel, das Hemd und die Hose, die ich am Leib getragen habe, als Sie mich fanden. Ich bedauere, dass ich Ihnen für nichts davon einen Kaufbeleg vorlegen kann, falls Sie einen solchen zu sehen verlangen, ehe Sie mir mein Eigentum zurückgeben.«

Kaneko zögerte. »Dies ist eine sehr gute Klinge«, bemerkte er schließlich. Er schien darauf zu warten, dass Laurence weitere Erklärungen abgab. »Das ist sie in der Tat«, bekräftigte Laurence unerschrocken, und da ihm sonst nichts zu sagen einfiel, fuhr er fort: »Ich diene in der Flotte Seiner Majestät, Sir; ich bin auf meinen Degen angewiesen.«

Er wartete ab, was Kaneko entgegnen würde. Laurence war es schleierhaft, warum sein Gegenüber so ein Aufheben um die Waffe machte. Endlich sagte Kaneko schroff: »Sie ist chinesischer Machart.« Laurence zuckte innerlich zusammen, jedoch nicht, weil er überrascht war, sondern weil ihm zu seinem Erstaunen dämmerte, dass Kaneko ihm damit nichts mitgeteilt hatte, was er nicht schon vorher gewusst und keineswegs seltsam gefunden hatte.

»In meinem Besitz befindet sich auch ein Schwert aus Spanien«, sagte Laurence, nachdem er seine Verwirrung überwunden hatte, »und außerdem auch noch ein preußisches. Verstehe ich es richtig, dass Sie diesen Degen nicht herausgeben wollen?«

Junichiro wirkte verärgert, aber Kaneko antwortete nicht, sondern hielt den Blick auf die Klinge in seiner Hand gerichtet. Laurence hatte den Eindruck, dass ihn seine Erwiderung nicht zufriedengestellt

hatte, aber er konnte sich nicht erklären, warum Kaneko die Herkunft der Waffe so brennend interessieren sollte. »Falls es anders sein sollte«, fügte er hinzu, »wäre ich dankbar, wenn Sie es mir jetzt aushändigen würden.«

Kanekos Finger klopfen einmal kurz auf die Tischplatte, dann wurde seine Hand wieder ruhig. »Das Schogunat hat beschlossen, dass nur ein Samurai ein Langschwert tragen darf.«

»Ich gehe davon aus, dass es sich bei einem Samurai um einen Adligen handelt«, sagte Laurence. »Ich bin der dritte Sohn des Earls von Allendale und, wie ich bereits sagte, ein Schiffskapitän. Niemand kann bestreiten, dass mich sowohl meine Abstammung als auch mein Rang berechtigen, einen Degen zu tragen. Ich will ganz offen sein, Sir: Wenn Sie mir mein Eigentum abnehmen wollen, kann ich unter den augenblicklichen Umständen wenig dagegen tun, aber ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich nicht unter dem Deckmantel von Rechtfertigungen bestehlen würden, die eines Gentlemans nicht würdig sind und noch dazu jeder Grundlage entbehren.«

»Wie können Sie es wagen, so mit meinem Herrn zu sprechen?«, erbot sich Junichiro und erhob sich halb auf seine Knie. »Dass Sie nicht auf der Straße gestorben sind, haben Sie dem Eingreifen ...«

»Ich habe nicht um Hilfe gebeten«, sagte Laurence leise, allerdings eher an Kaneko als an Junichiro gewandt. »Sie hätten mich lieber unbeachtet liegen lassen sollen, als jetzt vorzugeben, mich gerettet zu haben. Lediglich mit Nahrung und Kleidung versorgt und dann gegen meinen Willen festgehalten zu werden – nun, das nenne ich keinen Gefallen. Wenn Sie auch weiterhin vorhaben, meinen Gefängniswärter zu spielen, dann verlange ich, die Gründe zu erfahren, die eine solche Behandlung rechtfertigen. Soviel ich weiß, herrscht Frieden zwischen unseren beiden Nationen, und in jeder zivilisierten Gesellschaft darf ein Schiffbrüchiger darauf hoffen, mit derselben Fürsorge behandelt zu werden, die jedem Menschen, der Opfer einer solchen Katastrophe geworden ist, zusteht.«

»Jemand, der das Gesetz bricht, wünscht sich vielleicht Mitleid, verdient es aber nicht!«, begann Junichiro, verstummte jedoch auf eine kaum merkbare Handbewegung Kanekos hin.

»Wenn ein Mann das Gesetz Ihrer Nation lediglich dadurch übertritt, dass er unfreiwillig an die Küste Ihres Landes gespült wird«, bemerkte Laurence trocken, »dann sollte man nicht den Menschen, sondern Gott, der dafür verantwortlich war, verurteilen.«

»Genug, Junichiro«, sagte Kaneko ruhig, als der junge Mann zu einer aufbrausenden Antwort ansetzte. »Der Einwand ist berechtigt.« Er sah Laurence an. »Ich habe mich nicht ausreichend in Ihren Dienst gestellt, wie es mein Schwur von mir verlangt.«

Einen Moment lang saß er schweigend da und ließ den Blick auf seinem Schreibtisch ruhen, während Laurence über diesen ominösen Schwur nachgrübelte. Er hatte nichts getan, was ein derartiges Gelöbnis ihm gegenüber rechtfertigen würde. War Kaneko durch irgendein religiöses Gelübde gebunden?

»Die Ehre bringt mannigfaltige Verpflichtungen mit sich«, sagte Kaneko schließlich, »und häufig stehen sie untereinander im Widerspruch.«

Junichiro setzte zu heftigem Protest an, doch Kanekos ausgestreckte Hand schnitt durch die Luft, als wolle sie die Worte wegwischen, noch ehe sie ausgesprochen worden waren. Dann blickte Kaneko Junichiro streng, doch voller Zuneigung an und sagte: »Genug, Junichiro.«

»Aber, Meister«, sagte Junichiro, »nicht für *ihn*. Nicht ...«

Laurence beobachtete die beiden verblüfft. Die Stimme des jungen Mannes schnappte beinahe über, während Kaneko vollkommen ruhig und gelassen blieb. Mit einem Schlag fühlte Laurence sich so unbehaglich, als wäre er in ein fremdes Haus eingedrungen, in dem er ungewollt Zeuge von Familienstreitigkeiten wurde, die jedoch nur mithilfe von vagen, für Außenstehende unverständlichen Andeutungen ausgetragen wurden.

»Ich muss an Lady Arikawa schreiben und sie um Vergebung bitten. Ich sehe jetzt, dass ich mich falsch verhalten habe. Ich hatte kein Recht dazu, einen Schwur zu leisten, der sie den Vorwürfen aussetzen könnte, sich dem Schogunat zu widersetzen. Ich bedaure«, fuhr er an Laurence gewandt fort, »dass Sie sich mit meiner Antwort noch gedulden müssen. Ob ich meinem Eid ehrenvoll gerecht werden darf, indem ich Ihnen meine Hilfe anbiete und anschließend dafür büße, hat sie und nicht ich zu bestimmen.«

»Der Himmel möge geben, dass sie anders entscheidet«, stieß Junichiro hervor.

»Es steht Ihnen nicht zu, etwas Derartiges zu wünschen«, sagte Kaneko höchst förmlich und mit scharfer Stimme, und nach kurzem Zögern senkte der junge Mann den Blick und murmelte: »Nein.«

Kaneko nickte knapp, dann waren Laurence und Junichiro schweigend, aber unmissverständlich entlassen, denn der ältere Mann wandte seine Aufmerksamkeit wieder so konzentriert seiner Schreib-tätigkeit zu, als befände er sich allein im Zimmer.

Laurence verharrte noch einen Moment, doch die Entscheidung schien getroffen zu sein. Er folgte Junichiro, der die Schultern ein wenig hängen ließ, als ob die Zurechtweisung durch seinen Herrn wie eine Last auf seinen Rücken drückte, zurück durch die Flure zu seiner Kammer. »Ich möchte wenigstens meine Kleidung zurückbekommen«, sagte Laurence mit fester Stimme, als sie seinen kleinen Raum erreicht hatten und er eintrat. »Dagegen kann es ja wohl nichts einzuwenden geben.«

»Wenn Sie wie ein abgerissener Bettler aussehen wollen, lässt sich das einrichten«, erwiderte Junichiro hitzig und schloss das Wandpaneel hinter sich. In diesem Moment war Laurence froh darüber, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Es war offenkundig, dass das Gesetz Ausländern gegenüber ausgesprochen feindselig war und dass nur eine Art von Schwur – den Kaneko inzwischen bereute – ihn dazu gebracht hatte, Laurence

Hilfe zuteilwerden zu lassen, was für ihn selbst die Gefahr zu bergen schien, dadurch in Ungnade zu fallen. Diese Lady Arikawa, wer auch immer das war – sicherlich eine Autoritätsperson, vielleicht seine Lehensherrin –, unterlag keinem solchen Verhaltenskodex. Es mochte sein, dass Kaneko es dieser Dame überlassen wollte, über sein Schicksal zu entscheiden, um sie milde zu stimmen, doch Laurence hatte nicht vor, seine eigenen Pläne entsprechend anzupassen. Wenn er irgendjemandem wegen der unwillig gewährten Gastfreundschaft überhaupt etwas schuldig war, dann war er gerne bereit, die augenblickliche Situation für alle Beteiligten zu verbessern, indem er sich ihr entzog.

Das Haus war groß, aber kaum bewacht, und er hatte bislang nur wenige Diener zu Gesicht bekommen. Wenn der Besitz von Waffen per Gesetz generell verboten war, sollte sich sein eigener Mangel daran bei einer Flucht nicht als großes Hemmnis erweisen, falls es ihm nicht gelänge, an seinen eigenen Degen zu kommen, obwohl das eigentlich zu schaffen sein müsste. Das Hauptproblem war seiner Meinung nach nicht das Entkommen selbst, sondern alles, was danach kam. Mit einiger Mühe konnte er sich an die groben Umriss des Landes auf einer Karte erinnern, aber noch nie in seinem Leben war er in diese Richtung gesegelt. Wenn man ihm gesagt hätte, er solle aus dem Gedächtnis heraus anhand von Längen- und Breitengraden Nagasaki anlaufen, hätte er genauso gut geradewegs in den Tod steuern können.

Doch mit einem Quäntchen Glück würde er den Weg zurück zur Küste finden, wo man möglicherweise einen Fischer dazu bringen konnte, ihn unbemerkt zum Hafen zu befördern. Und falls es nicht nur ein Wahnbild im Delirium gewesen war, dann verfügte sein Mantel über goldene Knöpfe. Doch selbst wenn nicht, dürften sich in einer seiner Taschen ein paar Münzen befinden, die vielleicht auch ins Innenfutter gerutscht waren, falls man ihm seine Besitztümer nicht weggenommen hatte.

Das war allerdings nicht der Fall. Nur kurze Zeit später kehrte Juni-chiro mit einem Bediensteten im Schlepptau zurück, der unmittelbar hinter der Schwelle zu Laurence' Kammer ein Kleiderbündel auf den Fußboden legte. Als die Tür wieder geschlossen worden war und Laurence die salzverkrusteten, zerrissenen Kleidungsstücke begutachtete, stellte er fest, dass die goldenen Knöpfe noch immer fest angenäht waren, ebenso die langen, schmalen Balken quer über beide Schultern, wo sich eigentlich die Epauletten befinden sollten.

Und der Mantel selbst war in dem Grün, wie es die Flieger trugen.

Ganz oben auf der Tagesordnung stand der Versuch, das Schiff zu befreien: Ein Schiff, das auf Felsen aufsaß, nützte niemandem auch nur das Geringste. »Aber dringt denn der Ozean nicht ein, sobald diese Löcher unter Wasser sind?«, fragte Lily, die mit schief gelegtem Kopf die Stellen beäugte, an denen sich das Gestein in den Schiffsrumpf gebohrt hatte und die *Potentate* wie mit einer Krallenhand auf der Felsenbank festhielt.

»Oh, keineswegs«, antwortete Temeraire. »Sie werden es mit Holz und Werg verstopfen, schätze ich mal. Vielleicht nehmen sie aber auch irgendetwas anderes – was spielt das schon für eine Rolle? Das soll nicht unsere Sorge sein; die Matrosen können sich darum kümmern.«

In seinen Worten schwang eine Ungeduld mit, die Lily, wie ihm bewusst war, nicht verdiente. Aber er schaffte es nicht, sich zu beherrschen, denn es war so schwer erträglich, hier festzusitzen. Ganz besonders, wann immer er gezwungen war zu hören, wie die Offiziere in ihren Gesprächen davon überzeugt waren, dass Laurence längst tot war. Sogar Granby, von dem Temeraire wirklich mehr erwartet hätte, hatte zu Hammond gesagt: »Um Himmels willen, Hammond, lassen Sie ihn doch denken, was er möchte. Es wird ein schrecklicher Schlag für ihn sein, wenn er der Realität ins Auge sehen muss.«

»Nun, ich werde gar nichts sehen«, hatte Temeraire vor sich hin

gemurmelt, doch Granbys Bemerkung hatte sein ohnehin kaum zu bezwingendes Verlangen, endlich aufzubrechen und mit der Suche nach Laurence zu beginnen, nur noch verstärkt. Die gleiche Wirkung hatten Churkis Worte. Sie selbst hockte wie ein unbeweglicher, tatenloser Haufen da, wiegte bedächtig den Kopf und sagte: »Das kommt davon, wenn man sein ganzes Herz nur einer einzigen Person schenkt! Hammond, ich hätte das schon vorher ansprechen sollen: Ich hoffe, du wenigstens denkst daran, dich zu vermählen. Und keine Sorge, dass ich beabsichtigen könnte, dir Steine in den Weg zu legen. Solange deine Ehefrau jung genug ist, dir viele Kinder zu schenken, soll mir jede Wahl, die du triffst, außerordentlich recht sein.«

Temeraire schnaubte. Churki mochte um einiges älter sein als er und im Laufe ihres Dienstes in der Armee der Inkas eine Menge Erfahrungen gesammelt haben, aber was wusste sie denn schon? In *dieser* Sache hatte er aufgehört, ihre Meinung als sonderlich beachtenswert anzusehen.

Aber er wollte doch so gerne mit der Suche nach Laurence beginnen, und schließlich war das Ei ja überhaupt noch nicht da. Vielleicht würde es noch tagelang auf sich warten lassen, und es war auch ohnehin nicht seine Angelegenheit, sondern Iskierkas. Da konnte sie behaupten, was sie wollte. In der Tat wäre er sofort losgeflogen, wenn – ja, wenn er sich selbst nur hätte einreden können, dass Laurence seine Sicht der Dinge teilen würde. Doch Temeraire hatte keine Ahnung, wie er es Laurence beibringen sollte, dass er das Ei in der alleinigen Obhut von Iskierka auf einem Schiff zurückgelassen hatte, das seinerseits schwankend auf ein paar Felsen aufsaß. Immerhin war es nicht *irgendein* Ei, sondern das von ihm und Iskierka: eine Kreuzung aus einem Himmelsdrachen und einem Kazilik. An diesem Nachmittag erst hatte er Granby zu Kapitän Blaise sagen hören, dass das Ei wahrscheinlich wertvoller als die britischen Kronjuwelen sei und dass deshalb eine große Menge Stroh und ein warmer Raum bereitgehalten werden müssten. Zwar hatte Temeraire besagte Kron-

juwelen noch nie gesehen, aber er war sich sicher, dass sie ausgesprochen beeindruckend waren.

»Im Augenblick befindet sich das Schiff in keiner akuten Gefahr«, sagte Temeraire zu einem Laurence, der in seiner Einbildung vor ihm stand, »und falls es tatsächlich sinken sollte, befinden wir uns doch so nahe am Ufer, dass wir hinüberfliegen könnten. Und außerdem bleibt Iskierka gar nicht alleine zurück: Da sind doch auch noch Maximus und Lily, die nie zulassen würden, dass dem Ei etwas zustößt. Und der Rest unserer Formation, Kulingile und Churki sind ebenfalls dort. Wirklich, es ist mehr als unwahrscheinlich, dass irgendetwas schiefgeht ...«

Aber der Laurence in seiner Vorstellungswelt ließ sich nicht überzeugen, und in dem Blick, den er ihm zuwarf, lag ein milder Tadel: Die Verantwortung für das Ei lag nicht bei den Übrigen, sondern bei ihm, Temeraire, und er konnte sie nicht einfach jemand anderem zuschieben. Temeraires Halskrause sank traurig in sich zusammen, als er das Streitgespräch mit sich selbst wieder einmal verloren hatte.

In entschuldigendem Tonfall wandte er sich an Lily: »Ich bin mir sicher, dass die Matrosen ihren Teil der Arbeit gut bewältigen werden; wir sollten uns stattdessen darauf konzentrieren, wie wir das Schiff von den Felsen herunterbekommen.«

Zunächst hatte er gehofft, dass sie die *Potentate* mit vereinten Kräften einfach hochstemmen könnten, doch der Lademeister, Mr. Ness, hatte ihnen unmissverständlich klargemacht, dass das ungeheure Gewicht des Kolosses eine solche Lösung des Problems ausschloss. Als Mr. Ness ihm einige Zahlen vorlegte, musste Temeraire sich eingestehen, dass dieser wohl recht hatte. Weshalb um alles in der Welt irgendjemand fünfhundert Tonnen Roheisen und weitere vierhundert Tonnen groben Kies ganz unten im Frachtraum der *Potentate* geladen hatte, blieb ihm jedoch ein Rätsel, und er konnte sich beim besten Willen nicht erklären, wie sich das Schiff normalerweise über

Wasser hielt. Es auch nur ein paar Zentimeter anzuheben überstieg die Kräfte der *Potentate* auf jeden Fall bei Weitem.

»Wenn wir doch nur irgendwo einen Flaschenzug ansetzen könnten!«, seufzte er wieder einmal, doch sosehr er sich auch den Kopf zerbrach – es wollte ihm nicht einfallen, wo man mitten in der Luft, oberhalb des Schiffes und noch dazu draußen auf dem Meer einen Flaschenzug anbringen sollte. »Oder einen Hebel...«

»Ja, wie wäre es mit einem Hebel?«, fragte Maximus und richtete sich, vorsichtig auf den Klippen balancierend, auf die Hinterbeine auf, um nun seinerseits die Löcher im Rumpf zu begutachten. Die Brandung war zu stark, um aus der Entfernung etwas erkennen zu können. »Das ist doch nichts anderes als ein Stück Holz, das man unterschiebt und dann niederdrückt, oder?« Temeraire zögerte angesichts der überwältigenden Größe des Schiffes, aber vielleicht ...

»Wo zum Teufel sollen wir einen Hebelbalken herbekommen, der lang genug ist, um das Schiff hochzustemmen?«, rief ihnen Mr. Ness zu, der langsam die Geduld verlor. »Der müsste dann ja länger sein, als der Turmbau von Babel hoch ist.«

»Wir brauchen nicht nur *einen* Hebel«, sagte Temeraire, dem ein Geistesblitz gekommen war. »Wir brauchen drei: einen für mich, einen für Maximus und einen für Kulingile, und wir werden alle drei gleichzeitig drücken. Lasst uns dafür Bäume vom Ufer holen.«

Laurence hätte einiges für ein anständiges Paar Stiefel gegeben. Im Augenblick musste er sich jedoch damit begnügen, einen Weg zu finden, seine Sandalen enger an die Füße zu binden, wozu er aufgetrennte Überreste seiner wollenen Socken verwendete, die er zu dünnen Kordeln geflochten hatte. Mantel und Hose hatte er zu einem Bündel zusammengeschnürt. Wenigstens hatte er in seiner einheimischen Kleidung das Gefühl, nicht auf den ersten Blick verdächtig auszusehen, solange er seine Haare unter einem Stück Stoff verbarg.

Das Bündel verstaute er in der Ecke seines Raumes, bevor die Die-

ner mit dem Abendessen kamen, und obwohl sein Geschmacksinn inzwischen zurückgekehrt war, zwang er sich, den fermentierten Fisch und den sauren, in Wein gegarten Reis zu essen. Er konnte nicht davon ausgehen, in naher Zukunft wieder eine ordentliche Mahlzeit zu bekommen. Als das Geschirr weggeräumt worden war und die Geräusche im Haus ebenso wie das Licht, das durch die Reispapierwände zu ihm hereinfließ, schwächer wurden, versuchte Laurence, die Vor- und Nachteile abzuwägen, die es mit sich bringen würde, wenn er sich auf die Suche nach seinem Degen machte. Alle praktischen Gründe sprachen dagegen. Er konnte sich keineswegs sicher sein, dass sich sein Degen noch immer in Kanekos Arbeitszimmer befand, und ebenso wenig, dass er dies unbewacht vorfinden würde. Und selbst wenn er es schaffen sollte, seine Waffe in die Hände zu bekommen, musste er sie irgendwie tarnen, wenn er nicht unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Ein Degen, der in ein Kleiderbündel gewickelt war, würde ihm allerdings nur wenig nutzen, falls er unerwartet von Verfolgern angegriffen würde; die aber würde er überwältigen müssen, falls er auf ein Gelingen der Flucht hoffte.

»Nun«, sagte Laurence zu sich und stand auf, »ich kann mich ja wenigstens mal umschauen. Wenn es nicht so leicht klappen sollte, wie ich es mir vorstelle, kann ich die ganze Sache ja immer noch abblasen.« Ihm war nicht ganz wohl bei seiner Entscheidung, die ihm irrational vorkam, wo doch so viele vernünftige Gründe dagegen sprachen. Er hätte nicht sagen können, was los war, aber ein Gefühl, das er nicht in Worte fassen konnte, drängte ihn zu seinem Entschluss: Ohne seine Waffe wollte er diesen Ort nicht verlassen.

Er nahm sich fest vor, bis zur vierten Stunde der mittleren Wache zu ruhen; und tatsächlich schlief er bis tief in die Nacht, als er wieder einmal aus einem seltsamen und unschönen Traum hochschreckte, in dem große Ketten um seine Handgelenke geschlungen waren und ihn durch tiefes Wasser zogen. Nachdem er vollends aufgewacht

war, griff er sich sein Bündel, befestigte es mithilfe seines Gürtels auf seiner Schulter und trat lautlos hinaus auf den Gang. Die weichen Matten auf dem Fußboden verrieten ihn nicht, als er vorwärtsschlich – barfuß, damit die schlappenden Sohlen seiner Sandalen keinen unerwünschten Lärm machten. Die Wände waren von einem schwachen, durchscheinenden Grau und hoben sich ein wenig heller von ihren Rahmen ab. Nur mit den Fingerspitzen fuhr Laurence über die papierne Oberfläche, um sich in der Dunkelheit zurechtzufinden. Irgendwo zu seiner Rechten entdeckte er den gelben Schein einer Laterne – vermutlich draußen vor dem Haus, wie er glaubte. Im Innern des Gebäudes war alles dunkel. Schließlich erreichte er Kanekos Arbeitszimmer und schob die Tür in der Schiene geräuschlos auf. Zuerst vermutete er, sich im Raum geirrt zu haben: Das Schreibpult war fort, und der Rest des Zimmers sah auf den ersten Blick vollkommen unbenutzt aus. Doch dann bemerkte Laurence, dass alle Möbel sorgsam an die Wand geräumt worden waren und das Pult auf einer niedrigen Truhe stand. Vorsichtig hob er es herunter, öffnete den Deckel der Truhe und fand dort seinen Degen, eingewickelt in den dazugehörigen weichen Seidenstoff. Er schob ihn in sein Kleiderbündel und zupfte einige Falten heraus, um die Waffe vom Knauf bis zur Klingenspitze zu verstecken. Dann stellte er die Truhe und das Pult zurück an ihren ursprünglichen Ort. Er war sehr befriedigt, dass er seinen Degen zurückhatte, und gleichzeitig beunruhigt über dieses Gefühl: Es war so tief, dass er sich über sich selbst wunderte und befürchtete, seinen eigenen Empfindungen nicht trauen zu können.

Nachdem er wieder auf den Gang geschlüpft war, hielt er Ausschau nach einem Weg nach draußen und folgte einem Luftzug zum Eingang. Ein vollkommen gleichgültiger Wachposten döste in einer Ecke vor sich hin, und Laurence war schon an ihm vorbei und mit einem Fuß draußen im Garten, als er ein lautes Brüllen von oben hörte. Es war ein Klang, der gleichermaßen markerschütternd wie vertraut war, obwohl er ihn seit der Schlacht am Nil nicht mehr gehört hatte:

Über seinem Kopf ertönte der Schrei eines Drachen, und im gesamten Haus in seinem Rücken gingen auf einen Schlag die Lichter an.

»Ihr seid ja völlig verrückt«, hatte Mr. Ness zwischen den Zähnen hindurch ausgestoßen, aber als Temeraire ihn empört drängte, doch einen besseren Vorschlag zu machen, und keine Antwort erhielt, hatte er entschlossen genickt.

»Dann versuchen wir es also wenigstens«, sagte Temeraire, »und wenn es nicht funktioniert, dann bleibt uns wohl nichts anderes mehr übrig, als uns von der ganzen Ladung und zum Schluss auch von den Kanonen zu trennen und alles ins Meer zu werfen, bis wir es schaffen, das Schiff zu bewegen. Und während ihr damit beschäftigt seid, bringen wir Iskierka an Land in Sicherheit, und die anderen Drachen bleiben bei ihr und dem Ei. In der Zwischenzeit werde ich Laurence finden. Ihr werdet doch auf das Ei aufpassen, oder?«, fragte er flehentlich und wandte sich den anderen Drachen zu.

»Aber natürlich«, beteuerte Maximus inbrünstig, und Lily fügte hinzu: »Wir alle außer Nitidus. Der kann dich begleiten und Nachrichten hin- und herbringen«, was eine ausgezeichnete Idee war. Temeraire war sich ziemlich sicher, dass niemand es wagen würde, Iskierka *und* Lily *und* Maximus zugleich anzugreifen.

»Vielleicht kommt es ja auch gar nicht so weit«, sagte Lily. »Ich für meinen Teil bin froh, wenn wir von diesen Felsen herunterkommen: Lasst uns endlich ein paar Bäume holen.«

Aber sie konnten nicht sofort aufbrechen, denn Kulingile protestierte lauthals: »Ich will auch mitkommen!« Temeraire konnte auf keinen Fall zurückbleiben, aber auch Maximus beharrte darauf, mit ans Ufer zu fliegen, und machte sein höheres Alter geltend, was bedeutete, dass sie auf einen ordentlichen Streit zusteuerten. Zusätzlich nervte Hammond mit seinen ständigen Hinweisen darauf, dass sie auf keinen Fall bei ihrem Vorhaben beobachtet werden dürften.

Nun, Temeraire hatte zwar nicht vor, mit großem Trara am Ufer zu

landen, aber immerhin planten sie, mehrere massive Bäume zu fällen, was vermutlich dem einen oder anderen auffallen würde; dafür aber konnte er nun wirklich nichts.

»Dann sollten wir lieber auch mitfliegen, Hammond, und unsere gesamten Besatzungen ebenfalls«, sagte Churki.

Entsetzt erwiderte Hammond: »Ganz sicher nicht – eine kampfbereite Truppe ... Nichts könnte weniger wünschenswert sein ...«

Churki sah ihn nur mitleidig an und schüttelte missbilligend den Kopf: »Falls es dort Drachen gibt, dann werden sie wahrscheinlich davon ausgehen, dass wir ihnen ihre Leute stehlen wollen, wenn sie nicht sehen, dass wir unsere eigenen haben. Und wenn wir auf Menschen stoßen, werden diese auch mit Menschen sprechen wollen; das ist ganz normal, und besonders dann, wenn sie so sind wie die merkwürdigen Matrosen auf diesem Schiff hier, die sich vor Drachen fürchten.«

Hammond verstummte, blieb aber skeptisch. Temeraire hatte das Gefühl, dass Churkis Argumente durchaus stichhaltig waren, wollte es aber auf keinen Fall auf die Verzögerung ankommen lassen, die unvermeidlich war, wenn man alle Besatzungsmitglieder an Bord der Drachen steigen ließe. Er selbst verfügte zwar nur über ein paar wenige Offiziere, aber Lily und die anderen Drachen ihrer Formation waren mit kompletten Besatzungen ausgestattet, und selbst die erfahrenen Flieger konnten von dem schwankenden Untergrund, den das Schiff momentan bot, nicht so einfach auf die Drachen gelangen.

»Die Kapitäne sollen uns begleiten«, bestimmte Temeraire. »Und Ferris soll bei mir mitfliegen. Dann haben wir eine vernünftige Anzahl von Männern bei uns, stellen aber noch keine Bedrohung dar.« An Kulingile gewandt, fuhr er fort: »Dieses Mal kommt Maximus mit, und wenn es uns beim ersten Mal noch nicht gelingt, das Schiff zu befreien, dann bist beim nächsten Versuch *du* dabei. Das ist doch nur fair.« Zufrieden mit seiner gerechten Entscheidung, fügte er

hinzu: »Wenn wir wiederkommen, werde ich die Taue halten, damit du dich ausruhen kannst, bevor wir das Schiff hochstemmen, auch wenn ich noch gar nicht an der Reihe bin.«

»Ich brauche keine Pause«, sagte Kulingile unzufrieden. »Das Festhalten macht mir keine große Mühe; es ist nur so schrecklich langweilig, und ich will etwas Besseres zu essen haben. Bestimmt findet ihr am Ufer was Leckeres.«

»Oh!«, mischte Iskierka sich ein und hob ihren Kopf vom Drachendeck, wo sie es sich wieder bequem gemacht hatte. Granby und Maximus' Leibarzt Gaiters, die beide gerade über ihre Hinterläufe kletterten und sich leise beratschlagten, schenkte sie keinerlei Beachtung. »Eine Kuh! Bring mir eine Kuh mit, Temeraire. Vergiss das auf gar keinen Fall!«

»Wo soll ich denn wohl eine Kuh herbekommen, die niemandem gehört?«, fragte Temeraire, und sofort setzte Hammond zu neuen Tiraden an, die die Diskussion vermutlich um eine weitere Stunde verlängern würden. Temeraire bemerkte seinen Fehler und beeilte sich zu sagen: »Wir werden euch beiden was Feines zu essen mitbringen, wenn wir etwas entdecken, das niemandem gehört – und sofern wir unbeobachtet bleiben, klar. Wir werden das Allerbeste von dem, was wir finden, für euch aufsparen, das verspreche ich.«

»Nun, das klingt nur recht und billig«, sagte Kulingile endlich zufrieden, und Temeraire schob ein Vorderbein auf das Drachendeck, um Ferris hochzuheben, der einen kurzen Augenblick zögerte, bevor er sich in seine Klauen begab. Dann schwang Temeraire sich in die Luft, ehe noch irgendjemand Einwände erheben oder weitere unvernünftige Forderungen äußern konnte.

Ferris war sehr still, als er auf Temeraires Hals Platz nahm und sich am Geschirr festschnallte, während sie in der Luft standen und darauf warteten, dass die anderen Drachen ihre Kapitäne an Bord kommen ließen und ebenfalls losflogen. Temeraire achtete darauf, außer

Hörweite des Decks zu bleiben. »Geht es dir gut, Ferris?«, fragte Temeraire und drehte ihm den Kopf zu.

Ferris zögerte. Er hatte in letzter Zeit viel besser ausgesehen, wie Temeraire bereits häufiger zufrieden bemerkt hatte. Unwillkürlich gratulierte er sich selbst und nahm es als Beweis dafür, dass er trotz aller Querelen, die es in der Zeit bei den Inkas und auch danach noch gegeben hatte, keineswegs ein gleichgültiger Hüter seiner Mannschaft war. Auf jeden Fall war Ferris fröhlicher als damals in Neusüdwales, als er sich ihnen wieder angeschlossen hatte: Er wirkte nicht mehr so bedrückt, und die roten Flecken, die sein Gesicht verunstaltet hatten, waren verschwunden. Jetzt sah er wieder eher seinen vierundzwanzig Jahren entsprechend aus. Zwar trug er noch immer keinen grünen Mantel – Temeraire verstand nicht, wieso Hammond in dieser Angelegenheit nicht für Abhilfe gesorgt hatte –, aber immerhin war der braune Mantel, den er anhatte, ordentlich in Schuss und mit silbernen Knöpfen versehen. Auch auf seine Weißwäsche achtete er mit peinlicher Sorgfalt und hielt sie rein und sauber.

»Du hättest Forthing mitnehmen sollen«, sagte Ferris unvermittelt.

»Ach je, Forthing«, sagte Temeraire, und seine Halskrause zuckte. »Warum denn bloß? Ich verstehe nicht, warum ich Forthing irgendeine besondere Beachtung schenken sollte. Für die grobe Arbeit allerdings ist er gut geeignet, schätze ich.«

»Er ist ein Offizier des Korps«, sagte Ferris, »und ich ... ich nicht. Er ist dein Erster Leutnant.«

»Und du warst das vor ihm«, sagte Temeraire, »wenn man von Granby absieht, den ich unter den gegebenen Umständen nicht von Iskierka wegholen kann. Es interessiert mich nicht, was irgendein dummes Kriegsgericht entschieden haben mag, Ferris. Ich hoffe, das weißt du. Und du solltest genauso wenig etwas darauf geben. Schließlich haben sie Laurence zum Tode verurteilt. Wie du dir vorstellen kannst, interessiert ihre Meinung weder mich noch sonst jemanden mit gesundem Verstand.«

Ferris schwieg, dann sagte er: »Du hast wohl nicht vor, Forthing aufsteigen zu lassen, egal, was geschieht?«

»Ihn aufsteigen lassen?«, fragte Temeraire. »Meinetwegen kann er gerne mit dem Rest der Mannschaft mitfliegen«, allerdings entsprach das nicht ganz der Wahrheit. Obwohl Forthing während ihres kurzen Aufenthaltes in Brasilien ebenso viel Gelegenheit wie Ferris gehabt hatte, sich um seine Garderobe zu kümmern, hatte er sich nicht die Mühe gemacht, mehr als die offensichtlichsten Löcher zu beseitigen. Sein grüner Mantel war so ausgebleichen, dass er beinahe grau wirkte, sein Halstuch war eine Schande, und seine Hose war am Bund und an den Säumen zerschlissen. Es war beschämend, und alle Hinweise Temeraires waren ungehört verhallt.

»Nein, ich meine ...«, begann Ferris, zögerte und fuhr dann fort, »falls Kapitän Laurence ... Wenn wir ihn nicht ...«

Einen Moment lang war Temeraire verwirrt, dann begriff er, und vor Empörung blähte sich seine Brust. »Ich werde doch nicht diesen liederlichen, drittklassigen ... Landstreicher zum Kapitän machen. Auch nicht, wenn er der letzte Mensch auf Erden wäre«, schäumte er. »Oh! *Der* als Nachfolger von Laurence: Na, das würde ich ja gerne mal sehen. Wenn die Admiralität es wagen sollte, so etwas auch nur *vorzuschlagen*, dann würde ich nach Whitehall fliegen und die Marineoffiziere an den Ohren packen! Und außerdem«, fügte er ungeachtet seiner eigenen Sorge hinzu, »bin ich mir sicher, dass Laurence gut auf sich aufpassen wird, bis wir kommen, um ihn zu holen. Oh! Warum dauert das denn so lange, bis endlich alle startklar sind?«

Es war kein langer Flug. Sie hatten die Küste bereits vor Augen, doch das Wasser unter ihnen war noch immer tief und schwarzblau. Dulcia und Nitidus schossen vorneweg, obwohl Hammond lauthals protestierte; aber dann drehten sie wieder ab und gesellten sich zu den anderen, kurz bevor sie alle das Ufer erreicht hatten. Sie hatten ein paar kleine Fischerboote entdeckt, wie sie berichteten, und etliche große,

halb unter Wasser versunkene Reisfelder, bei denen die ersten grünen Schösslinge zu sehen waren.

»Aber keine Spur von Leckerbissen«, sagte Nitidus enttäuscht. »Ich habe nicht einmal ein Schaf oder eine Ziege gesehen.«

»Gott sei Dank«, hörte Temeraire Hammond erleichtert seufzen, was eine wirklich dumme Bemerkung war; denn es wäre doch angenehm gewesen zu wissen, dass Schafe in Aussicht standen, selbst wenn man sie im Augenblick noch nicht haben konnte. Kapitän Warren klopfte Nitidus kräftig auf die Schulter, nachdem sie sich wieder der Formation angeschlossen hatten, und hob sein Sprachrohr, um den anderen etwas zuzurufen: »Drei Grad weiter nördlich gibt es eine Bucht mit so mächtigen Kiefern, wie man es sich nur wünschen kann.«

Die Bucht lag abgeschieden, und die schwarzglänzende Wasseroberfläche wurde von vielen klumpigen Felsen durchbrochen, die diese Stelle vermutlich für Fischerboote uninteressant machten. Die Bucht wirkte vollkommen ungenutzt, abgesehen von einer niedrigen Steinmauer, die keinen bestimmten Zweck zu haben schien und das Ufer entlang in beide Richtungen führte. Kaum waren sie gelandet, rutschte Hammond ungeschickt, aber ausgesprochen eilig von Churkis Rücken, um die Umgebung zu inspizieren. Alles war von einem Teppich aus hellgrünem, kurzem Gras überwuchert. »Ich sehe keine Anzeichen dafür, dass diese Bucht genutzt wird«, sagte er zutiefst erleichtert, als er sich wieder aufrichtete. »Also lasst uns rasch die Bäume fällen und wieder wegfliegen. Schnell, schnell. Wir können wirklich von Glück sagen, wenn es uns gelingt, unbemerkt zu verschwinden.«

Lily legte nachdenklich den Kopf schräg und sagte: »Ich schätze, es wäre besser, wenn sie in Richtung Land umfallen. Bitte alle weg!«

»Und nach Norden«, fügte Kapitänin Harcourt von Lilys Rücken aus hinzu, die einen Blick auf die schmalen Windsäcke geworfen

hatte, die an verschiedenen Stellen an Lilys Geschirr angebracht waren. »Gebt Bescheid, wenn ihr euch in Sicherheit gebracht habt.«

Temeraire wartete, bis sich Hammond und der Rest der Gruppe eilig außer Spuckweite von Lily zurückgezogen hatten, dann verkündete er: »Ich werde hochfliegen und mir die nähere Umgebung anschauen; ich will Iskierka nicht enttäuschen.« Tatsächlich war er nur allzu bereit, Iskierkas Hoffnungen zu zerschlagen, wenn sich keine Kühe finden ließen. Aber solange sie hier an Land waren, wusste Temeraire nicht, was dagegensprechen sollte, nach Laurence Ausschau zu halten. »Natürlich ist es zwar nicht sehr *wahrscheinlich*, dass wir ihn hier entdecken«, sagte er über seine Schulter hinweg zu Ferris, während er sich rasch davonmachte, um nicht mehr hören zu müssen, wie ihm Hammond heftige Proteste hinterherschrie. »Aber falls wir zufällig auf ihn stoßen sollten, wäre das doch sehr praktisch. Nicht einmal Hammond könnte sich dann noch beschweren. Und selbst wenn wir ihn nicht finden, sparen wir uns später die Zeit, hier noch lange nach ihm zu suchen. Wir werden auch nicht weit fliegen, nur ein bisschen an der Küste entlang...«

Und wirklich flog er nicht so hoch und so weit, dass er das donnernde Krachen, als die erste Kiefer auf den Boden stürzte, überhören konnte. Er wollte unterwegs kein Zeichen übersehen. Das Ufer war an den meisten Stellen felsig, nur unterbrochen von einigen weiteren Buchten und schmalen Meereszuflüssen, jedoch nicht sonderlich hoch. »Ich glaube, es wäre für einen Schwimmer nicht allzu schwer, sicher ans Ufer zu gelangen«, sagte Temeraire zu Ferris.

»Wenigstens gibt es hier keine hohen Klippen«, antwortete der, und es klang so, als meinte er es als Trost. »Sollten wir nicht lieber wieder umkehren? Diese Fischer dort werden uns auf jeden Fall sehen, sobald sie mal hochschauen, und ich glaube, dort drüben befindet sich ein Hafen.«

»Aber in diese Richtung liegen noch einige Strände«, wandte Te-

meraire ein. »Wir sollten sie uns aus der Luft ansehen. Ich bin mir sicher, die Männer dort unten sind viel zu sehr mit dem Angeln beschäftigt, um sich um irgendetwas anderes zu kümmern...«

Seine optimistische Bemerkung wurde von einem plötzlichen, bellenden Brüllen unterbrochen, das laut und seltsam gurgelnd klang. Temeraire fuhr erschrocken herum.

»Ich kann hier in der Luft niemanden sehen«, stellte er unsicher fest und spähte in alle Richtungen: Der Tag war klar, und er konnte sich nicht erklären, wo das Brüllen hergekommen sein mochte. »Vielleicht war das nur die nächste Kiefer, die umgestürzt ist.«

»Das klang nicht nach einem umfallenden Baum«, sagte Ferris bestimmt, und Temeraire konnte ihm nicht widersprechen, so gerne er es auch wollte. Er wandte sich zur Bucht zurück und erreichte die Baumgrenze gerade rechtzeitig, um zu seinem ungläubigen Entsetzen Maximus, Lily und die anderen dabei zu beobachten, wie sie vor einer monströsen Seeschlange zurückwichen, die sich nahe am Ufer aus dem Wasser schob. Die Felsen waren keineswegs Felsen, sondern Teile des Schlangenkörpers, und das Untier war zweimal so groß wie Maximus, allein nach den wenigen Körperabschnitten zu urteilen, die bislang zu sehen waren.

Doch mit einem Mal dämmerte Temeraire, dass er falschlag: Dies war gar keine Seeschlange, sondern ein Drache, der jetzt seine Vorderbeine auf den Sand schob und nur einfach sehr lang war und Stummelflügel hatte. Er öffnete sein Maul und stieß einen weiteren brüllenden Laut aus, gefolgt von einem tiefen, wütenden, eine Antwort fordernden Knurren, das weit über das Wasser getragen wurde, allerdings in einer Sprache ausgestoßen worden war, die Temeraire bislang noch nicht gehört hatte.

Einen Moment lang rührte sich niemand; alle starrten sich verblüfft an, und aus Temeraires Perspektive wirkten sie wie Figuren auf einem Kommandotisch. Als der Schlangen-Drache keine Antwort bekam, griff er nach dem zweiten Baum, der halb ins Wasser gesackt

war. Lily machte einen Satz nach vorne und stemmte ein Vorderbein darauf; der große Drache knurrte sie daraufhin missbilligend an, und dieser Laut bedurfte keiner Übersetzung.

Temeraire flog mit mächtigen Flügelschlägen zurück, während Lily ihre Schwingen hob und sie ein wenig spreizte: Das leuchtende Orange und das Purpurrot hätten jedes europäische Tier gewarnt, ebenso wie die beeindruckende Spannweite ihrer Flügel, aber es war wenig verwunderlich, dass der fremde Drache sie nicht als Langflügler erkannte und nicht wusste, was das bedeutete. Außerdem war er dreimal so groß wie sie. Temeraire sah, wie sich Kapitänin Harcourt, die aus der Ferne nur eine winzige Gestalt war, auf Lilys Hals vorbeugte und auf den Sand deutete. Lily drehte den Kopf und spuckte einen dünnen, aber demonstrativen Säurestrahl, um zu zeigen, welche Gefahr von ihr zu erwarten war.

Der Schlangen-Drache wich von dem zischenden Geräusch und dem schwarzen, stinkenden Qualm zurück. Er presste seine eigenen kleinen Flügel eng auf den Rücken, dann steckte er den Kopf unter Wasser und riss sein Maul auf. Das ellenlange, aber schmale Tier begann nun rasch nach allen Seiten hin anzuschwellen. Temeraire war völlig unklar, wie das gehen konnte. Dann schraubte sich der Drache hoch in die Luft, höher und höher und noch höher, und er blies Lily und den anderen ungeheure Wassermassen entgegen.

»Oh!«, schrie Temeraire. »Jetzt weiß ich es: Es ist ein Sui-Riu!«, denn er kannte diese Rasse aus Sir Edward Howes Arbeit über die orientalischen Züchtungen. Doch als er so schnell, wie er nur konnte, zu den anderen eilte, dachte er voller Entrüstung, dass Sir Edward ruhig die riesigen, ja wahrhaft gigantischen Ausmaße dieser Rasse hätte erwähnen können. Außerdem hatte seine Studie nicht einmal ansatzweise über die gewaltige Wucht des gespuckten Wassers berichtet.

Selbst Maximus hatte es von den Beinen gehoben, und er hing nun strampelnd in den Bäumen; Lily schüttelte den Kopf hin und her,

hustete und spuckte, denn sie hatte den Hauptstoß abbekommen. Nitidus und Dulcia waren bis in die Bucht geblasen worden und trieben nun auf den Wellen. Immortalis und Churki waren in das Waldstück geschleudert worden, wo sie als sandverklebte Haufen liegen geblieben waren und sich jetzt mühsam wieder aufrappeln mussten. Sutton und Messoria hatten sich etwas abseits gehalten, weshalb es ihnen besser ergangen war und sie sich nun in die Luft erheben konnten.

Doch der Sui-Riu hatte offenbar nicht vor, seinen Gegnern Zeit zu lassen, um sich wieder zu sammeln; er hatte seinen Kopf bereits wieder untergetaucht und sog sich erneut voll. Vielleicht würde es ihm gelingen, auch die anderen mit einem gezielten Wasserschwall ins Meer zu befördern, wo er ihnen gegenüber sicherlich im Vorteil wäre, da er durch die Wellen hindurchspucken konnte. Das wäre zwar sehr unsportlich, allerdings musste man fairerweise zugeben, dass er allein gegen acht zu kämpfen hatte, was Temeraire ihm jedoch nicht zugutehalten wollte. Niemand hatte den Sui-Riu gezwungen, gleich so unfreundlich zu reagieren. Lily hatte ihn so höflich wie nur irgend möglich gewarnt – wenn sie es nämlich darauf angelegt hätte, genauso boshaft wie dieser fleischgewordene Wasserspeier zu sein, dann hätte sie dem Sui-Riu ihre Säure auch direkt in die Augen spucken können. Temeraire pumppte im Flug seine Lunge voll Luft, und gerade als sich der Sui-Riu wieder aus dem Wasser schob, preschte Temeraire im Sturzflug auf ihn zu und stieß einen markerschütternden, entsetzlichen Schrei aus.

Das Wasser in der Bucht bebte vom Göttlichen Wind, und die Oberfläche wölbte sich einen Moment lang wie eine Schale. Der Sui-Riu wurde von einer mächtigen Welle zur Seite geschleudert; sein Wasserstoß brach unkontrolliert und harmlos aus ihm hervor und brachte nur noch mehr Bewegung in die Brandung. Aber vielleicht war Temeraire zu weit weg gewesen, oder das Wasser hatte die Auswirkungen seines Schreis abgemildert; auf jeden Fall schaffte es der Sui-Riu, sich in den Wellen aufzurichten, und er hatte keineswegs so

schlimme Verletzungen davongetragen, wie es bei den meisten Drachen der Fall war, wenn sie unmittelbar vom Göttlichen Wind getroffen wurden. Nur aus seinem rechten Ohr tropfte ein wenig schwarzes Blut und rann über die schwarz-grünlichen Schuppen in der Farbe von trockenem Seetang. Auch sein Auge war auf dieser Seite blutunterlaufen. Ansonsten schien er unversehrt, und große Finnen, scharf wie Klingen, richteten sich überall auf seinem Rücken zornig auf.

Temeraire hielt sich vom Ufer fern und ging jetzt näher heran; Maximus und Lily hatten sich wieder gesammelt. Die anderen reiheten sich hinter Lily ein und nahmen ihre Position in der Formation ein. Temeraire kämpfte nicht gerne in Formation, konnte aber die taktische Nützlichkeit nicht abstreiten. Auch der Sui-Riu hatte offenkundig keine Schwierigkeit zu erkennen, dass er immer mehr ins Hintertreffen geriet. Er schüttelte die letzten Auswirkungen des Göttlichen Windes ab und sah dann zu Temeraire hoch. Seine hellgrauen, beinahe weißen Augen wurden dünn und schmal. Dann stieß er etwas in höchst empörtem Ton aus, das wie ein Gewitter aus der Ferne klang. »Ich habe keine Ahnung, was Sie sagen«, erwiderte Temeraire laut auf Chinesisch, »aber Sie müssen sich nicht über uns beschweren, wenn Sie selbst aus heiterem Himmel die Leute angreifen ... Sie sollten wirklich ...«

Aber so plötzlich, wie der Sui-Riu erschienen war, war er auch schon wieder verschwunden. In einer geschmeidigen Bewegung tauchte er ins dunkle und unergründliche Wasser der Bucht, das durch den aufgewühlten Schlamm und Sand während ihrer Auseinandersetzung zusätzlich weiter getrübt worden war. Seine lange, rankenförmige Schwanzspitze ragte nur noch einmal kurz aus dem Wasser, dann war der Drache fort. Temeraire wartete einige Zeit ab, aber das Tier ließ sich nicht noch einmal blicken.



Überall im Haus gingen Laternen an, eine nach der anderen. Laurence konnte die Bewegungen der Dienerschaft, die sich wie eine Welle nach allen Seiten hin fortpflanzten, anhand der zunehmenden Lichter im Innern des Hauses nachverfolgen. Mit einem letzten lauten Schnarcher schreckte der dösende Wachposten an der Tür hoch und sah sich blinzelnd um. Laurence überlegte fieberhaft: Der Mann hatte einen ziemlich dicken Bauch, war schlaftrunken und trug nur ein Kurzschwert ... Es sollte ein Leichtes sein, ihn im Handgemenge zu überwältigen.

Doch von oben stieß der Drache herab. Genauer gesagt kam da mehr als nur *ein* Biest: Dort, wo die Schwärze der mondlosen Nacht vom Schein der Laternen in ein milchig verwaschenes Grau verwandelt wurde, tauchten mit einem Mal zwei riesige Schatten auf. Der größere davon hatte weit aufgerissene, grüne Augen, die wie die einer Katze leuchteten. Noch hatten die Drachen Laurence nicht entdeckt, aber wenn sie wie ein französischer Fleur-de-Nuit in der Dunkelheit sehen konnten, dann sollte es kein Problem für sie sein, ihn, Laurence, dingfest zu machen, falls er versuchte, in der Dunkelheit über den ihm unbekanntem Grund und Boden zu entkommen.

Anstatt also zu fliehen, drehte Laurence sich um und stopfte sein kleines Bündel in die Zierbüsche, die unmittelbar neben dem Haus angepflanzt worden waren. Dann trat er neben den Eingang und blieb abwartend stehen, als habe man ihn soeben dort hingeführt. Der Wachmann sah ihn verwirrt an, doch Laurence starrte dreist und unbeeindruckt zurück. In diesem Moment wurde die Wache

von einer plötzlichen Flut von Dienern abgelenkt, die in den Garten strömte. Auch Junichiro tauchte an Laurence' Seite auf.

»Was tun Sie hier draußen?«, fragte der junge Mann, wartete jedoch keine Antwort ab; stattdessen packte er Laurence am Arm und zog ihn mit der Schar der Dienerschaft mit.

»Bestimmt sind die Drachen Ihretwegen gekommen«, sagte er, »also können Sie genauso gut gleich hierbleiben.«

Aus dem Haus trat auch Kaneko, der wie für einen offiziellen Anlass gekleidet war und zwei Schwerter an seinem Gürtel trug. Er schritt an seinen Bediensteten vorbei, die sich wie eine Infanterieeinheit in akkuratem Viereck aufgestellt hatten. Schließlich hasteten noch zwei Männer über den gefliesten Hof und entzündeten auch hier die Laternen, dann knieten sie gemeinsam mit den anderen nieder, allen voran Kaneko, als die Drachen auf dem kleinen Platz landeten.

Die imposanten Tiere brauchten einige Zeit, bis sie sich bequem niedergelassen hatten. Das größere der beiden hatte einen grauen Leib und ungefähr die Ausmaße eines Mittelgewichts. Es trug sonderbare, hellgrüne Seidenschals in der Farbe seiner Augen um Hals, Flügelspitzen und Vorderbeine gewunden, die sich, wenn sie den Wind einfingen, mit elegantem Schwung in Wellen um seinen Körper bauschten. Kein einziges Besatzungsmitglied war an Bord zu entdecken. Der kleinere Drache war ein leuchtend gelbes Tier, ein wenig größer als ein Winchester, jedoch weit entfernt von einem Kampfgewicht, und er trug vier Männer auf seinem Rücken. Einer davon war ein Gentleman, der in eine prächtige, einem offiziellen Anlass entsprechende Robe gehüllt war, an der Symbole befestigt waren, die ihn als irgendeine Art von Amtsträger auswiesen. Bei den anderen handelte es sich augenscheinlich um Diener, denn sie trugen Kisten und hatten die Arme voller Papierrollen. Außerdem kletterten sie als Erste auf den Boden und brachten einen mehrstufigen Tritt in Stellung, damit ihr

Herr in möglichst gewichtiger und beeindruckender Haltung absteigen konnte.

Der graue Drache neigte seinen Kopf in Kanekos Richtung, während die Besatzung des gelben Drachen herabstieg. Er sprach auf Japanisch mit ihm, und Kaneko verbeugte sich noch tiefer und erwiderte ebenfalls etwas. Laurence schnappte den Namen Arikawa auf, konnte aber keine Frauen entdecken. Vielleicht waren diese Männer Abgesandte von Lady Arikawa. Auf jeden Fall verhießen ihre abweisenden Mienen nichts Gutes für seine eigene Zukunft.

Es wurden einige weitere höfliche Worte gewechselt, doch Laurence konnte dem Gespräch nicht folgen: Er war sich mit einem Schlag seiner isolierten Position mehr als bewusst und empfand sich schmerzlich als Gefangener zwischen Fremden und außerstande, irgendetwas zu verstehen oder herauszufinden, was sie als Nächstes mit ihm vorhatten.

Schließlich wurden die Diensthöten weggeschickt, und die Gäste und Kaneko gingen ins Haus. Junichiro packte Laurence erneut am Arm und zog ihn hinter den anderen her. Unmittelbar hinter dem Eingang bogen sie in einen Raum ab, dessen gesamte Außenwand aufgeschoben werden konnte, um den Blick auf den Hof freizugeben, wo erwartungsvoll die beiden Drachen saßen.

Große Kessel mit dampfend in die Nase stechendem Tee wurden von Dienern hinausgeschleppt, um die riesigen Schalen vor den Drachen zu füllen. Erst danach schenkte man dem Vertreter der Behörde und Kaneko etwas ein, die beide ein paar Schlucke nahmen, während sie – so kam es Laurence dem Tonfall nach zu urteilen vor – zwanglos plauderten. Mit einem Mal jedoch zerrte man Laurence vor sie, und übergangslos und ohne zu zögern wandte sich der Beamte an ihn und fragte auf Chinesisch: »Welche Ziele verfolgen Sie in unserem Land?«

»Sir«, erwiderte Laurence, »ich verfolge überhaupt keine Ziele. Ich möchte einfach nur zu meinen Landsleuten und zu meinem Schiff zurückkehren, wenn das möglich ist.«

